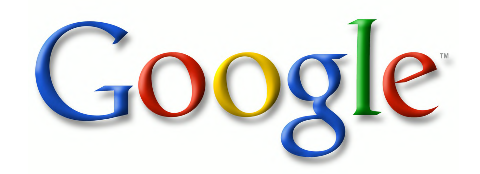
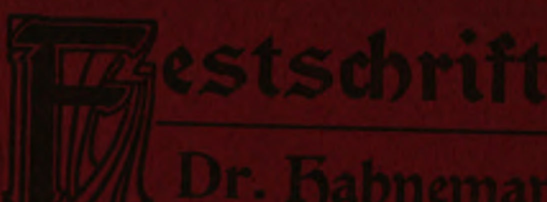




Festschrift zu Dr. Hahnemanns 150. Geburtstags-Feier

von Rich. Haehl, Dr. der Homöopathie
(in Amerika promoviert.)

Verlag der „Hahnemannia"
Für den Buchhandel zu beziehen
durch Holland & Josenhans



Illustrierte Festschrift

zur Feier des

150 jähr. Geburtstages

von

Dr. Samuel Hahnemann

(1755 — 1905).

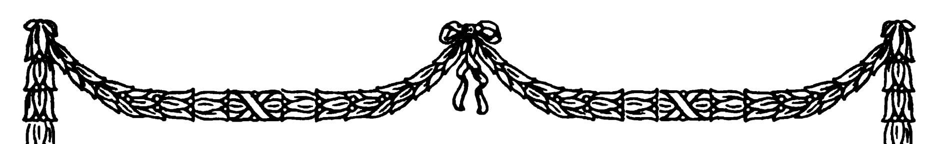
Im Auftrag der Hahnemannia (Landesverein für Homöopathie e. V.)

bearbeitet

von **Richard Haehl**, Dr. der Homöopathie
(in Amerika promoviert)
Sekretär der Hahnemannia.



Stuttgart.
Verlag der Hahnemannia.
1905.



Zur 150. Geburtstagsfeier
von Dr. Samuel Hahnemann

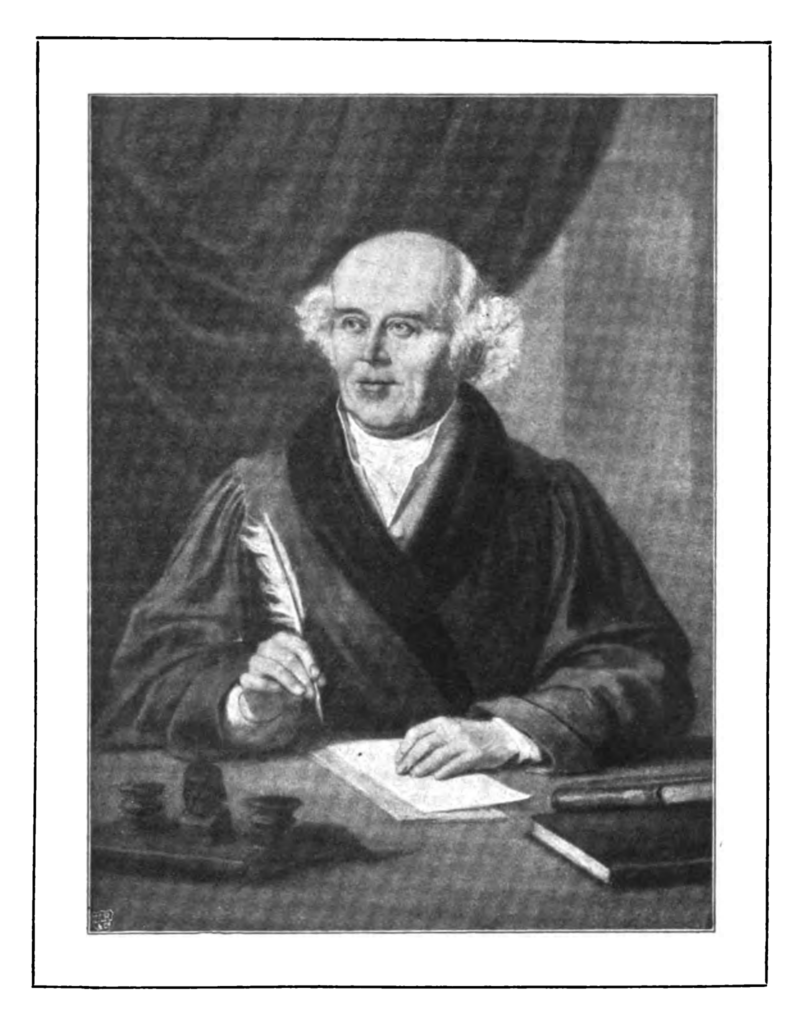
Kein eitler Prunk, kein falsches Glänzen
Ist's was uns heute mächtig eint,
Es ist ein Drang von Dank und Freude
Der uns zu edlem Tun vereint.
Den wack'ren Kämpfer, und den Denker
Der für die Menschheit stritt und sann,
Den weisen Forscher gilt's zu ehren
Den teuren Vater Hahnemann.

Laßt uns zum Sachsenlande wallen
Im Geist, zum Hause schlicht und klein,
In dem vor hundertfünfzig Jahren
Ein Knäblein trat ins Leben ein.
Von einem schönen Stern hernieder
Zur Erde, stieg ein Genius,
Und unbewußt im Mutterarme
Empfing das Kind der Gottheit Kuß.

Rasch floh die Kindheit, rasch die Jugend,
Nach mancher Irrfahrt — fern vom Ziel —
Bot, als ihn Leipzig schnöd verbannte,
Dem Arzte Cöthen ein Asyl.
Hier war er frei! Es brach die Ketten
Ein edler Fürst mit starker Hand,
Und siegreich drang, und Segen spendend
Die neue Lehre in das Land.

Hoch stieg sein Ruhm! Doch höchste Freude
War ihm der Seinen treue Lieb'
Auch als das Schicksal dann von Cöthen
Den Greis zum Strand der Seine trieb.
Dort ruht sein Leib. Die Werke leben,
Sein lichter Geist umschwebt uns heut,
Im Grabe schmücket unsern Meister
Die Krone der Unsterblichkeit.

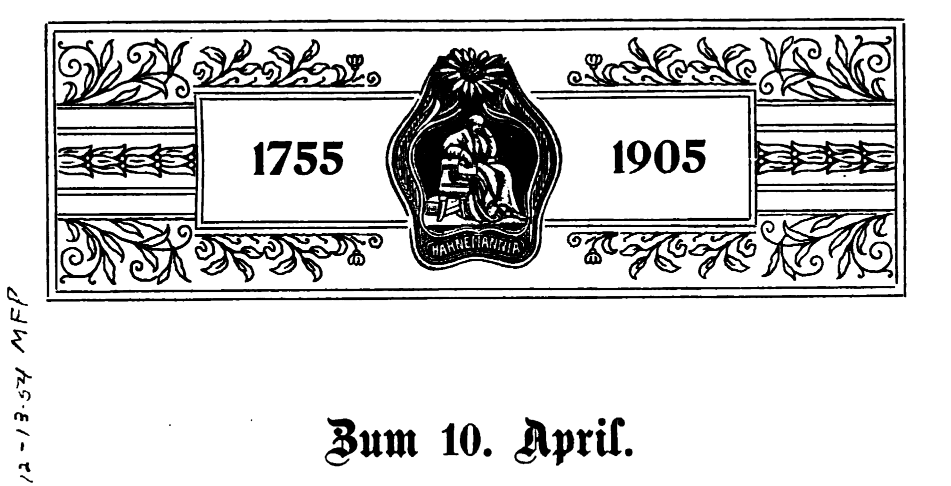
Gottfr. Richerer,
Mitgl. d. homöop. Zweigver. Steinheim a. Albuch.



Dr. Christian Friedrich Samuel Hahnemann.

Inhaltsverzeichnis zur Festschrift.

Seite



Zum 10. April.

Für jeden Freund und Anhänger der Homöopathie ist der 10. April, der Geburtstag des Stifters der Homöopathie, stets ein bedeutungsvoller Tag gewesen, und die Mehrzahl unserer homöopathischen Vereine haben es sich nicht entgehen lassen, diesen Tag durch Veranstaltung einer entsprechenden Feier zu verherrlichen. Das Jahr 1905 gibt uns aber einen ganz besonderen Anlaß, den 10. April zu einem Festtage im wirklichen Sinne des Wortes zu gestalten, gilt es doch, den 150. Geburtstag jenes Mannes zu feiern, der durch seine rastlose Tätigkeit und seine originellen Entdeckungen zu einem wahren Wohltäter der Menschheit geworden ist.

Wie jeder Prophet in seinem eigenen Vaterlande gewöhnlich verkannt und unterschätzt wird, so hat auch Hahnemann mit seiner Lehre bis jetzt in Deutschland nicht diejenige Anerkennung gefunden, die ihm gebührt, und die ihm im Auslande schon in so reichem Maße zuteil geworden ist. Erfreulicherweise ist aber auch im Heimatlande dieses genialen Mannes eine langsame, unverkennbare Zunahme seiner Verehrer und Anhänger zu verzeichnen. Zu Hunderttausenden zählen bereits die Kranken, die alljährlich seiner Heilmethode Leben und Gesundheit verdanken.

Aber nicht nur diese zunehmende Verbreitung seiner Lehre ist für den heutigen Tag ein erfreulicher und tröstlicher Umstand, sondern auch die weitere Tatsache, daß die einst so schroffen Gegensätze zwischen Schulmedizin und Homöopathie viel kleiner geworden sind wie zu den Lebzeiten unseres Altmeisters Hahnemann. Aderlaß, Schröpfköpfe, Brech- und Abführkuren nebst einer Menge anderer Irrlehren, gegen die unser Hahnemann einst seine Stimme erhoben und mit so gewaltiger Energie und Ausdauer gekämpft hat, sind inzwischen fast völlig aus der Rüstkammer des modernen Arztes verdrängt worden. Die Behandlung Geisteskranker hat menschenwürdige Formen angenommen, und der Glaube an die Arzneigemische früherer Jahrhunderte hat eine bedenkliche Erschütterung erfahren. Mehr und mehr befleißigt sich auch der allopathische Arzt größerer Einfachheit bei seiner Arzneiverordnung, und langsam, ganz allmählich findet auch die Gabenlehre Hahnemanns eine gewisse Anerkennung. Selbst das Ähnlichkeitsgesetz spielt in der heutigen

Schulmedizin eine gewisse Rolle, wenn auch nicht immer mit Wissen und Willen ihrer einzelnen Vertreter. Wie häufig werden in den Fachzeitschriften allopathischer Ärzte Berichte über „neue“ Arzneimittel und die damit erzielten Resultate veröffentlicht, deren Anwendung dem Homöopathen von jeher geläufig und in Fleisch und Blut übergegangen ist, so daß er sich nicht selten wundert, solch alten Bekannten im gegnerischen Lager als Neulingen zu begegnen.

Aber trotz dieser bedeutenden Fortschritte, trotz der mannigfachen Wandlungen, die sich ganz im Sinne Hahnemanns in der Heilkunde vollzogen haben, wird der Homöopathie noch immer jede Anerkennung versagt, und die Tore zu den Universitäten, den Hochburgen der offiziellen Wissenschaft, werden ihr hochmütig verschlossen gehalten. Um die akademische Jugend abzuschrecken, wird dort in der Regel ein häßliches Zerrbild von ihr entworfen und ihr Urheber zu einem gemeinen, charakterlosen Betrüger und Ignoranten gestempelt. In der Tat, auf keinen Gelehrten lassen sich die Worte des Dichters

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“

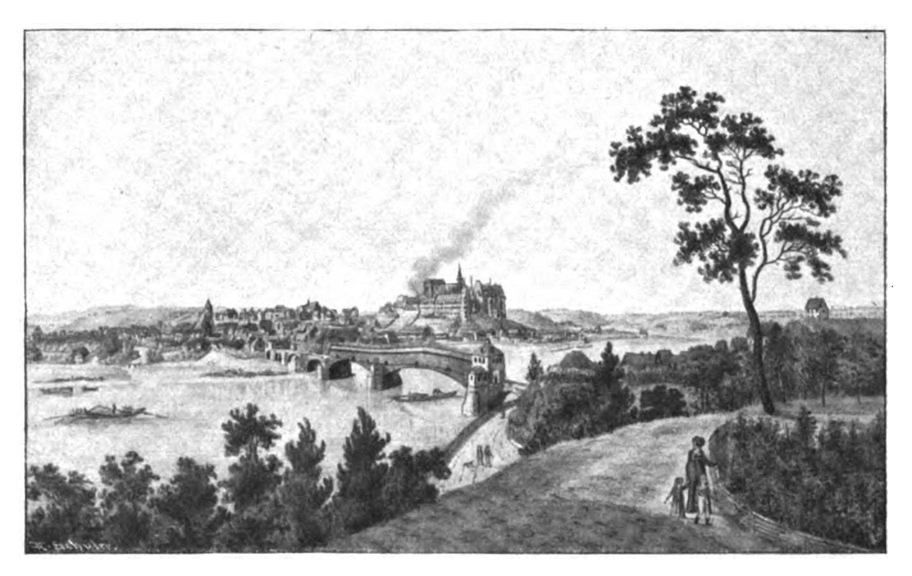
so trefflich anwenden, wie gerade auf unseren Hahnemann. Auf der einen Seite tausende und abertausende begeisterte Verehrer und Anhänger, die durch langjährige Beobachtung am Krankenbette oder durch Erfahrungen am eigenen Leibe die Wohltaten der Homöopathie kennen gelernt haben, auf der anderen Seite eine stattliche Anzahl haßerfüllter Gegner, welche sich nicht scheuen, den großen Toten als Schwindler und Charlatan zu brandmarken, und die selbst nicht einmal seinen Leistungen auf anderen Gebieten, wie dem der Chemie, der Psychiatrie, die gebührende Anerkennung zollen mögen. Freilich, der Name Hahnemann ist so enge mit dem Gedanken an Homöopathie verwachsen, daß man im Lager unserer Gegner nicht selten vergißt, daß er neben dem Auf- und Ausbau seiner Heilmethode sich unbestreitbare Verdienste in der Chemie und in der Bekämpfung medizinischer Irrlehren erworben hat, Verdienste, die für sich allein schon eine würdigere Behandlung dieses ebenso edelgesinnten wie charaktervollen Mannes erwarten ließen.

Aber auch in homöopathischen Kreisen sind manche Verdienste Hahnemanns noch ungenügend bekannt. Aus diesem Grunde haben wir das bevorstehende Jubiläum als eine willkommene Gelegenheit begrüßt, dem Leser eine kurze, übersichtliche Biographie Hahnemanns darzubieten. Was für einen besseren Gegenstand hätten wir zu diesem festlichen Anlasse auch wählen können, als die Wiedergabe des an Ereignissen und interessanten Einzelheiten so überaus reichen Lebens des Begründers der Homöopathie?

Der Verfasser hat sich bei der Bearbeitung der Festschrift an ein größeres Sammelwerk gehalten, das er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Dr. T. L. Bradford in Philadelphia für den Druck vorzubereiten im Begriffe steht. Daß in der vorliegenden Arbeit eine Reihe bereits in den homöopathischen Monatsblättern veröffentlichter Aufsätze zum Teil wieder mit verwendet werden mußten, war der Vollständigkeit halber nicht zu umgehen, und wird um so weniger einer Entschuldigung bedürfen, als jene Abschnitte in ihrem Zusammenhang weit angenehmer und interessanter zu lesen sind.

Zu ganz besonderem Danke fühlt sich der Verfasser — und mit ihm der Ausschuß der Hahnemannia — dem „Verein für Geschichte der Stadt Meißen" gegenüber verpflichtet, der uns in liebenswürdiger, zuvorkommender Weise einige Originalzeichnungen und Photographien von Meißen zur Verfügung stellte; nach denen durch die bekannte Schulersche Kunstanstalt in Stuttgart ein Teil der Bilder hergestellt wurde, die dem Texte eingefügt sind.

Möge unsere Festschrift dazu dienen, einen möglichst großen Leser-

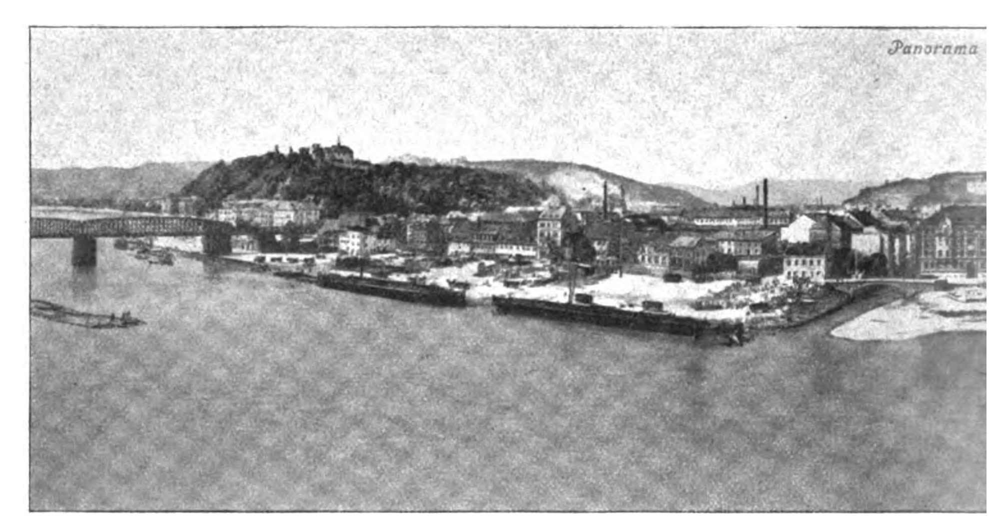


Meißen im Jahre 1780.
(Nach einem Original.)

kreis mit dem Leben und Wirken unseres Hahnemanns bekannt zu machen und seine Verdienste um Wissenschaft und Menschheit in immer weitere Kreise zu tragen.

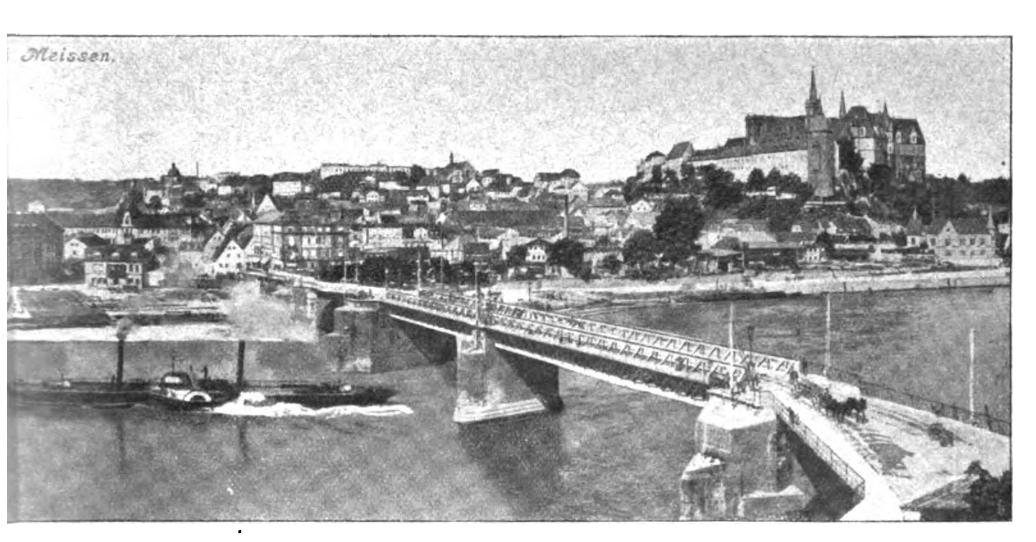
Hahnemanns Geburt.

In einer der herrlichsten Gegenden Obersachsens, in einem Tale, reich an fruchtbaren Getreidefeldern und Weinbergen, am Ufer der stattlichen Elbe liegt die weithin bekannte Stadt Meißen. Ihre ganze Bauart mit der im Hintergrunde sich erhebenden Albrechtsburg verleiht ihr ein malerisch-romantisches Aussehen. Ihre Berühmtheit verdankt die Stadt der ersten deutschen Porzellanfabrik, die sich vom Jahre 1710 bis in die Mitte der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts in den Räumen der Albrechtsburg befand. Die Herstellung des Porzellanes spielte zu jener Zeitperiode, von der wir berichten, nämlich um die Mitte des 18. Jahrhunderts, bereits eine ganz hervorragende Rolle. Von den 4000 Einwohnern, die Meißen damals



Meißen i

zählte, waren über 500 Angestellte der Porzellanmanufaktur. Unter diesen Angestellten befand sich ein Kunstmaler namens Christian Gottfried Hahnemann, der Sohn des Malers Christoph Hahnemann in Lauchstädt. Er war nach Meißen gekommen, um sich dort Beschäftigung zu suchen, und hatte tatsächlich das Glück, in der Porzellanfabrik angestellt zu werden. Als ein Glück konnte man das wohl bezeichnen, denn die „Fabrikanten", wie man die Angestellten der Porzellanmanufaktur nannte, wurden nach den damaligen Begriffen gut bezahlt. Man ging aber auch in der Wahl der Leute sehr vorsichtig zu Werke. Nicht allein Talent und Gewandtheit waren für die Anstellung maßgebend, sondern auch der Charakter. Sowohl die Herstellung des Porzellanes, als auch das Bemalen desselben waren zu jener Zeit noch tiefes Geheimnis und wurden als solches strenge überwacht; sämtliche Angestellte mußten sich eidlich verpflichten, das Geheimnis nach keiner Seite hin preiszugeben. — Der oben erwähnte Hahnemann scheint ein geschätzter und talentvoller Kunstmaler gewesen zu sein; er hat später eine kleine Schrift über Wassermalerei verfaßt. Im Jahre 1748 verheiratete er sich mit Johanne Christiane Spieß, der Tochter eines weimar-eisenachischen Kapitäns und Oberregimentsquartiermeisters, und am 6. April 1753 kaufte er vom Schmiedmeister Lohse ein in der Vorstadt über dem Fleischsteg gelegenes Anwesen für die Summe von 437 Talern, um sich häuslich darin niederzulassen. Das Haus stand am Vereinigungspunkte zweier Straßen, dem Neumarkt und Fleischsteg, und war seiner Lage wegen allgemein als „das Eckhaus" bekannt. Im Eckzimmer des Erdgeschosses, dessen zwei große, mit Läden versehene Fenster gegen den Neumarkt gerichtet waren, wurde von der Frau des Porzellanmalers Hahnemann am Abend des 10. April 1755 ein Sohn geboren, mit dessen Lebensschicksal wir uns in der vorliegenden Festschrift beschäftigen wollen.



… Jahre 1905.

Über den Geburtstag Hahnemanns ist schon vielfach gestritten worden; Hahnemann selbst hielt den 10. April für seinen Geburtstag, während im Kirchenbuche in Meißen der 11. April eingetragen ist. Ob nun das eine oder andere absolut richtig ist, dafür lassen sich heute keine sicheren Beweise mehr erbringen. Immerhin sprechen die meisten Überlieferungen dafür, daß Hahnemann am 10. April nachts gegen 12 Uhr geboren wurde und daß der Eintrag im Kirchenbuche wahrscheinlich auf ein Versehen des Küsters zurückzuführen ist.

Die Jugendjahre.

Über Hahnemanns Kindheit und Schuljahre würden wohl bestimmte Einzelheiten kaum bekannt sein, wenn derselbe nicht eine Selbstbiographie hinterlassen hätte, die sich bis zum Jahre 1791 erstreckt. In dieser Selbstbiographie wird zunächst der offene und gerade Charakter des biederen Vaters geschildert, der die feinsten Nüancen zwischen edel und gemein empfand, und der, ohne je Wissenschaften getrieben zu haben, die gesundesten selbstgefundenen Begriffe von dem, was gut und des Menschen würdig genannt werden konnte, besaß. Von ihm erhielt Hahnemann den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben, und sein Vater war es auch, der in dem jungen Knaben den Keim zum Selbstdenken erweckte. Fast will es uns scheinen, als ob derselbe die künftige Größe seines Sohnes vorausahnte, denn seine ganze freie Zeit widmete er der Erziehung und Geistesbildung seines Samuels. „Nehme nie etwas für wahr an, das du nicht selbst geprüft und richtig gefunden hast," das war eine der merkwürdigsten Lehren des Vaters, die den Knaben schon frühzeitig zum selbständigen Denken anregten.

Über den Besuch der Meißner Stadtschule ist nichts besonderes zu

erwähnen. Hahnemann war ein fleißiger, strebsamer Schüler, mußte aber wegen seiner zarten Körperkonstitution und seines öfteren Krankseins den Schulbesuch bisweilen unterbrechen und von manchen Fächern entbunden werden. Mit 15 Jahren nahm ihn der Vater von der Schule weg, um ihn zu einem Krämer nach Leipzig in die Lehre zu bringen. Der trockene Ladendienst scheint aber seinem Geschmacke nicht entsprochen zu haben, denn obwohl er eine strenge Bestrafung des Vaters zu befürchten hatte, lief er seinem Lehrherrn davon, ging nach Hause zurück und bestürmte die Eltern, ihm den weiteren Schulbesuch zu gestatten. Der in einfachen Verhältnissen lebende, wenig bemittelte Vater wollte ihn durchaus nicht studieren lassen. Schließlich aber, nachdem die Lehrer der Meißner Fürstenschule dem strebsamen Jüngling einen unentgeltlichen Schulbesuch anboten, gab auch der Vater nach. Er konnte dem Drängen des Sohnes nicht länger widerstehen, aber auch weiter nichts für ihn tun. Vier weitere Jahre verbrachte Hahnemann an der berühmten Fürstenschule Meißens, die zu jener Zeit in mancher Richtung geradezu tonangebend war, an der hervorragende Lehrkräfte angestellt waren, und die einst auch die Bildungsstätte eines Lessing und Gellert gewesen ist.

An Ostern 1775, im Alter von 20 Jahren verließ Hahnemann Meißen, um als Student der Medizin die Universität Leipzig zu beziehen. Sein Vater gab ihm 20 Taler mit auf den Weg, erklärte ihm aber zugleich, daß er mit Rücksicht auf die übrigen Familienangehörigen und sein bescheidenes Einkommen nichts weiter für ihn tun könne. Ein gewaltiger Wissensdrang muß den jungen Hahnemann beseelt haben, daß er unter solch ungünstigen Verhältnissen, Not und Armut, Entbehrung und Sorge nicht scheuend, den Entschluß faßte, Arzt zu werden. Zwar gaben ihm seine Lehrer Empfehlungsschreiben mit an die Fakultät der Leipziger Universität, wodurch ihm ein unentgeltlicher Besuch der Vorlesungen gesichert war; immerhin war es keine leichte Aufgabe für einen Studenten, sich neben dem regelmäßigen Besuche der Vorlesungen die Ausgaben für den Lebensunterhalt zu verdienen. Seine reichen Sprachkenntnisse halfen ihm über diese Schwierigkeit hinweg. Teils durch Erteilung von Sprachunterricht in den Abendstunden, teils durch Übersetzung fremder Werke gelang es ihm, sich nicht nur die nötigen Mittel für seine bescheidenen Bedürfnisse zu beschaffen, sondern er ersparte sich sogar noch eine kleine Summe, mit der er im Frühjahr 1777 nach Wien reiste, um seine Studien daselbst fortzusetzen. Leipzig war zu jener Zeit noch nicht die berühmte mustergiltige Universität von heute; besonders in praktischer Hinsicht bot sie früher dem Medizinstudierenden wenig Vorteile. Dies waren die Gründe, die Hahnemann bewogen, nach Wien zu gehen, woselbst er sich der persönlichen Gunst des berühmten Dr. von Quarin erfreuen durfte. Mit hoher Verehrung nennt Hahnemann stets den Namen dieses hervorragenden Mannes, dem er hauptsächlich zu verdanken habe, was Arzt an ihm geworden sei. Neun Monate lang hatte er sich mit regem Eifer dem theoretischen und praktischen Studium hingegeben, da versiegte seine kleine Barschaft, und er war gegen seinen Willen genötigt, sein Studium zu unterbrechen, um die Stelle als Bibliothekar und Hausarzt bei Baron von Bruckenthal, dem damaligen Gouverneur von Siebenbürgen, der in Hermannstadt seinen Wohnsitz hatte, anzunehmen.

Hier hatte er die große Bibliothek und die umfangreiche Münzensammlung des Barons in Ordnung zu bringen. Die ruhigen Tage in der einsamen Bibliothek zu Hermannstadt gaben Hahnemann reichlich Gelegenheit zum Studium medizinischer Werke. Aber auch seine ohnehin schon bedeutenden Sprachkenntnisse suchte er dort noch zu erweitern, so daß er bei seinem Weggange von Hermannstadt nach $1^3/_4$ Jahren außer seiner deutschen Muttersprache Meister der lateinischen, griechischen, englischen, italienischen, hebräischen, syrischen und spanischen Sprache war. So bereitete er sich in



Der Fleischsteg über die Triebisch.
(Nach einer Federzeichnung vom Jahre 1773.)

dem weltabgeschiedenen Hermannstadt, ohne es vielleicht selbst zu ahnen, für seine spätere literarische Tätigkeit vor.

Im Frühjahr 1779 bezog er die Universität Erlangen und am 10. August desselben Jahres legte er der dortigen Fakultät eine „Abhandlung über die Ursachen und Behandlung krampfhafter Affektionen" vor, auf Grund deren ihm von der Universität der Titel eines „Doktor der Medizin" verliehen wurde.

Unzufriedenheit mit der damaligen Heilkunde.

„Der Hang eines Schweizers nach seinen schroffen Alpen kann nicht unwiderstehlicher sein, als der eines Chursachsen nach seinem Vaterlande." Mit diesen Worten schildert uns Hahnemann in seiner Selbstbiographie die mächtige Sehnsucht, mit der es ihn nach den heimatlichen Gefilden zog. Nachdem er zuerst 9 Monate in Hettstädt an der Wipper als Arzt tätig gewesen, siedelte er im Frühjahr 1781 nach Dessau über, woselbst er sich hauptsächlich seinem Lieblingsstudium, der Chemie, zuwandte. Regelmäßig besuchte er das Laboratorium des Apothekers Häseler, um sein Wissen in der Chemie und in der Herstellung der Arzneimittel zu vervollkommnen.

Bei dieser Gelegenheit lernte er die Stieftochter des Apothekers, Fräulein Johanna, Henriette, Leopoldine Küchler kennen, mit der er sich Ende 1782 vermählte. Hahnemann war damals noch arm, und ganz auf sein Einkommen angewiesen, das ihm die Ausübung der Heilkunde einbrachte. Um sich nun für sich und seine künftige Familie ein sicheres Auskommen zu verschaffen, bewarb er sich um die Stelle als Physikus in Gommern. Neben der Ausübung seines Berufes war er unablässig bemüht, seine chemischen Kenntnisse zu erweitern und neue Erfahrungen auf diesem Gebiete zu sammeln; außerdem trat er auch literarisch hervor. Neben der Übersetzung eines französischen Werkes aus dem Gebiete der Chemie gab er ein Buch „Anleitung alte Schäden und faule Geschwüre gründlich zu heilen" heraus. In dieser gründlichen Arbeit entwickelt er eine erstaunliche Fülle chirurgischer Kenntnisse; ja, manche der darin entfalteten Ratschläge sind heute noch ebenso richtig und maßgebend wie damals, trotz der ungeheuren Fortschritte, die inzwischen auf dem Gebiete der Chirurgie gemacht worden sind. So beschreibt er z. B. die Behandlung einer Caries des Mittelfußknochens der großen Zehe mit folgenden Worten: „Ich erweiterte die Wunde, schabte den Knochen rein aus, sonderte das Verdorbene ab, verband mit Alkohol und sah dem Erfolg zu." Von den damals gebräuchlichen Bleipflastern und Bleisalben wollte er nichts wissen, dagegen wandte er zum Verbinden von Wunden namentlich Alkohol, Sublimatwasser und Höllenstein an. Erinnert uns dies nicht unwillkürlich an die moderne antiseptische Wundbehandlung, die als die größte Errungenschaft der Chirurgie des letzten Jahrhunderts gilt? —

So sehr ihn aber auch seine chemischen Studien und seine literarische Tätigkeit befriedigten, so unbefriedigt ließ ihn die Ausübung der damaligen Heilkunst. Schon in der Vorrede zu dem eben erwähnten Buche über die Heilung fauler Geschwüre gibt er dieser Unzufriedenheit deutlich Ausdruck, indem er sagt: „Soviel aber ist wahr — und dies könnte uns bescheiden machen — daß fast alle unsere Kenntnis von den Heilkräften der einfachen, natürlichen, sowie der künstlichen Produkte größtenteils von der rohen Handanlegung des gemeinen Mannes herzuleiten ist, und daß der gründliche Arzt oft noch Folgen aus der Wirkung der sogenannten Hausmittel zieht, die ihm unschätzbar sind, und deren Wichtigkeit ihn immer mehr zur einfachen Natur unter Frohlocken seiner Kranken herabzieht." Je länger er aber praktizierte, desto mehr widerte ihn die Zerfahrenheit und Unsicherheit der auf ganz unsicheren, sich vielfach widersprechenden Voraussetzungen aufgebauten Heilkunde an, und trotz der ungünstigen Aussichten, die sich ihm boten, faßte er nach 2¾jährigem Aufenthalt in Gommern den Entschluß, die Praxis mit ihrem sicheren Einkommen aufzugeben und nach Dresden überzusiedeln, um sich dort ganz der Chemie und Schriftstellerei zu widmen. In einem Briefe an den berühmten Hufeland über „die höchst nötige Wiedergeburt der Heilkunde" führt er alle jene Gründe an, die ihn einst zur Aufgabe seiner Praxis bewogen. Ein wahres Seelengemälde entrollt sich da vor unseren Augen, und wie ein Notschrei klingen die folgenden Worte, die diesem Briefe entnommen sind:

„Ich machte mir ein empfindliches Gewissen daraus, unbekannte Krankheitszustände bei meinen leidenden Brüdern mit diesen unbekannten Arzneien

zu behandeln, die als kräftige Substanzen, wenn sie nicht genau passen (und wie konnte sie der Arzt anpassen, da ihre eigentlichen, speziellen Wirkungen noch nicht erörtert waren?) leicht das Leben in Tod verwandeln, oder neue Beschwerden und chronische Übel herbeiführen können, welche oft schwerer als die ursprüngliche Krankheit zu entfernen sind. Auf diese Art ein Mörder oder Verschlimmerer des Lebens meiner Menschenbrüder zu werden, war mir der fürchterlichste Gedanke, so fürchterlich und ruhestörend



Hahnemanns Geburtshaus in Meißen.

für mich, daß ich in den ersten Jahren meines Ehestandes die Praxis ganz aufgab und fast keinen Menschen mehr ärztlich behandelte, um ihm nicht noch mehr zu schaden und bloß — wie sie wissen — mich mit Chemie und Schriftstellerei beschäftigte.

„Aber ich bekam Kinder, mehrere Kinder, und da fielen dann nach und nach schwere Krankheiten vor, die, weil sie meine Kinder — mein Fleisch und Blut — quälten und in Gefahr setzten, mir es hinwiederum zu einem (noch empfindlicheren) Gewissensscrupel machten, daß ich ihnen nicht mit einiger Zuverlässigkeit sollte Hülfe schaffen können. — — Wo nun Hülfe, sichere Hülfe hernehmen? seufzte der trostlose Vater bei dem Gewimmer seiner teuern, ihm über alles teuern, kranken Kinder. Nacht und öde um mich her — keine Aussicht zur Lüftung meines beklemmten Vaterherzens!“

Die Entdeckung der Homöopathie.

Der Wechsel von dem trübseligen Gommern nach dem prächtigen Dresden, der Heimat der Kunst und Wissenschaften, muß für Hahnemann ein angenehmer gewesen sein. Die reichhaltige kurfürstliche Bibliothek, die er nun nach Belieben benützen konnte, zumal der Direktor derselben, der berühmte Philologe Johann Christoph Adelung, sowie der Bibliothekar Daßdorf seine persönlichen Freunde waren, bot ihm manche geistige Anregung. Mit Eifer ging er daran, Werke aus dem Französischen, dem Englischen und Italienischen ins Deutsche zu übersetzen, um sich so den nötigsten Unterhalt für seine Familie zu verschaffen. Daneben beschäftigte er sich eingehend mit seinem Lieblingsstudium, der Chemie. Unter steter Arbeit und in der Umgebung hervorragender Gelehrter, wie des Philologen Adelung, des Schriftstellers Blumenbach, des Stadtarztes Dr. Wagner und des später so unglücklichen französischen Chemikers Lavoisier flossen die Jahre schnell dahin.

Für die Chemie besaß Hahnemann von jeher eine besondere Vorliebe, und daß er auf diesem, damals noch wenig durchforschten Gebiete, auch wirklich Hervorragendes geleistet hat, dafür sprechen nicht nur die wertvollen Zusätze zu seinen Übersetzungen, seine zahlreichen Originalabhandlungen, die er für die chemischen Fachzeitschriften lieferte, und seine Entdeckungen, sondern vor allem auch die Anerkennungen, die ihm von den hervorragendsten Scheidekünstlern der damaligen Zeit in so reichem Maße zuteil wurden. Kurz nach dem Erscheinen des im vorigen Abschnitt erwähnten zweibändigen Werkes bezeichneten seine Zeitgenossen es geradezu als ein glückliches Ereignis, daß Hahnemann, ein mit so reichen Kenntnissen ausgestatteter Gelehrter, die Übersetzung dieses wertvollen Werkes übernommen habe; und nach der Entdeckung seines löslichen Quecksilberpräparates schreibt ein Chemiker in einer der hervorragendsten Fachzeitschriften wörtlich: „Das allerwirksamste und gelindeste Quecksilberpräparat verdankt die Kunst dem bekannten und dadurch unsterblichen Hahnemann.“ Ganze Bücher ließen sich füllen mit den Lobeserhebungen, die ihm von seinen Zeitgenossen für seine hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Chemie gezollt wurden.

Hahnemanns Wissensdurst war damit aber noch nicht gestillt. Um der Quelle der Wissenschaften näher zu sein, verlegte er Ende September 1789 seinen Wohnsitz nach Leipzig. Bald nach seiner Niederlassung daselbst begann er das zweibändige Werk, Dr. William Cullens „Abhandlungen über Arzneimittellehre“, vom Englischen ins Deutsche zu übersetzen, und bei dieser Gelegenheit entdeckte er jenes grundlegende Gesetz, auf dem er später das stolze Gebäude der Homöopathie errichtete. Dr. Cullen führte bei der Besprechung der Chinarinde eine ganze Menge verwirrender Theorien und Ansichten an, die die Wirkung dieses gegen Wechselfieber verwendeten Mittels erklären sollten. Um nun in diesen Wirrwarr von Theorie und Widersprüchen etwas Klarheit zu bringen, entschloß sich Hahnemann zu einem Versuche mit der Chinarinde an sich selbst. Wie sehr überraschte es ihn aber, als er dem Einnehmen des Mittels Erscheinungen folgen sah, die denen des Wechselfiebers ähnlich waren! Diese Wahrnehmung brachte ihn zum ersten Male auf den Gedanken, ob nicht alle damals als „Spezifica“

bekannten Arzneimittel in ähnlicher Weise den gesunden Körper beeinflußten, und ob sie nicht gerade deshalb so prompte Heilwirkungen entfalten, weil sie beim Gesunden ähnliche Leiden und Beschwerden hervorzurufen vermögen. Je mehr er sich in den Gegenstand vertiefte, je mehr er der Wirkung der einzelnen Arzneimittel nachspürte und je mehr er Versuche an sich und anderen anstellte, desto mehr bestätigte sich ihm seine Wahrnehmung. So also bildete die krankheitserregende Wirkung der Arzneimittel einen Schlüssel, einen bestimmten Anhaltspunkt für deren Anwendung am Krankenbette. Diese Beobachtungen genügten aber dem gründlichen Forscher nicht: mit neuem Eifer suchte er vielmehr Belege für seine neue Entdeckung, und erst, als er nach 6 arbeitsreichen Jahren von der Wahrheit seines Heilgesetzes: »Similia similibus curantur« („Ähnliches wird durch Ähnliches geheilt") durchdrungen war, trat er mit seiner Entdeckung vor die Öffentlichkeit.

Um das Verdienst Hahnemanns herabzuwürdigen, ist von seinen Gegnern schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß derselbe als Entdecker der Homöopathie gar nicht in Betracht kommen könne, weil diese Heilmethode schon lange vor ihm bestanden habe. Es ist nun allerdings richtig, daß sich schon bei Hippokrates, bei Paracelsus und bei anderen medizinischen Schriftstellern Anfänge zur Erkenntnis des Ähnlichkeitsgesetzes nachweisen lassen. Auch die Prüfungen der Arzneien am Gesunden ist ein Gedanke, der nicht von Hahnemann zuerst verkündet wurde. Schon Albrecht von Haller und später der dänische Militärarzt Dr. Stahl und andere hielten die Prüfung der Arzneimittel am gesunden menschlichen Körper für außerordentlich wichtig. Das alles aber kann Hahnemanns Verdienst nicht schmälern. Schon oft ist eine Wahrheit von prophetischen Geistern geahnt worden, bis der Genius kam, der sie entdeckte und der Menschheit als hohe Gabe verlieh. Hahnemanns Hauptverdienst bleibt es, daß er sich im Gegensatz zu seinen Vorgängern mit der bloßen Erwähnung einzelner Gedanken nicht zufrieden gab, sondern das Ganze erfaßte und auf dem einmal für richtig erkannten Weg mit unvergleichlichem Eifer und bewundernswerter Energie weiterschritt, bis er uns in seiner Homöopathie eine praktische, brauchbare Heilmethode, ein fest gefügtes Heilsystem zu schenken vermochte.

Bittere Armut.

Die zahlreichen, meisterhaften Übersetzungen fremder Werke, sowie die vielen Aufsätze und Originalabhandlungen, die Hahnemann an chemische Fachzeitschriften lieferte, brachten ihm zwar stets regelmäßige Honorare ein, allein seine Familie wurde immer größer, und damit vermehrten sich auch die Ansprüche für deren Unterhalt. Ende 1783 kam seine älteste Tochter Henriette zur Welt, 1786 wurde sein Sohn Friedrich und 1788 seine Tochter Wilhelmine geboren. Dazu kam im Jahre 1789 noch eine Teuerung, die Hahnemann den ferneren Aufenthalt in dem kostspieligen Leipzig nicht mehr gestattete; er zog mit seiner vielköpfigen Familie in das nahegelegene Dorf Stötteritz, und dort kleidete er sich wie einer der ärmsten Dorfbewohner, trug der Billigkeit halber Holzschuhe, half bisweilen seiner Frau die schweren Hausarbeiten verrichten, und knetete sein Brot selbst.

In einem Briefe an einen in Leipzig wohnhaften Bergrat läßt uns Hahnemann einen Blick in die Armut und die dürftigen Verhältnisse werfen, unter denen er zu jener Zeit zu leiden hatte: „Es ist unmöglich noch einen Winter hieraußen auf dem Dorfe zu leben. Ich kann hier nicht mit der Literatur fortleben, auch zu chemischen Arbeiten habe ich keinen rechten Gelaß. Die Teuerung, ungesunde Luft und schwerer Mietzins vertrieben mich mit meinen kränkelnden Kindern aus Leipzig. — — Das jetzige Leben hat eine Menge fast unübersteigbarer Beschwerden, vorzüglich für eine Herde von 5 Kindern. — — Meine besten Freunde in Leipzig wollen mich gern wieder bei sich haben, sie sind aber teils zu reich, um sich in meine Lage denken zu können."

Noch deutlicher schildert uns der mit der Hahnemannschen Familie eng befreundete Pastor Everest die Armut, in die Hahnemann zu jener Zeit geraten war: „Inmitten der größten Armut machte sich Hahnemann an seine hohe Aufgabe. Seine ganze Familie, von der er nur durch einen Vorhang getrennt war, wohnte in einem kleinen Zimmer. Unter allen nur denkbaren Hindernissen hatte er eine hungrige Familie um sich, deren Unterhalt er mit großer Anstrengung neben seinem Studium erkämpfen mußte. Da die Buchhändler seine Übersetzungen schlecht honorierten, so war er jahrelang gezwungen, alle ander Nacht aufzubleiben, um bei Tag seine Forschungen, und des Nachts seine Übersetzungen weiter betreiben zu können."

Menschenwürdige Behandlung Geisteskranker.

Nachdem nun Hahnemann einen sicheren Weg zur Heilung von Krankheiten gefunden hatte, galt es die Praxis wieder aufzunehmen, um seine Entdeckung am Krankenbette zu erproben. Diese Gelegenheit bot sich ihm im Jahre 1792 in Georgental im Fürstentum Gotha. Herzog Ernst hatte daselbst ein Heilinstitut für Wahnsinnige eingerichtet und Hahnemann zum ärztlichen Leiter desselben ernannt. Dort behandelte er unter anderen den wahnsinnig gewordenen Kanzleisekretär und Polizeiinspektor Klockenbring aus Hannover und zwar mit dem Erfolge, daß der betreffende Kranke im März 1793 als geheilt nach Hannover zurückkehren und seinen verantwortungsvollen Posten wieder versehen konnte. Zum ersten Male hatte Hahnemann Arzneimittel nach seinem neu entdeckten Heilprinzip angewandt, und zwar mit einem Erfolg, der ihn wohl befriedigen und zu weiteren Versuchen anspornen mußte.

Die Behandlung des geisteskranken Kanzleisekretärs ist aber noch aus einem anderen Grunde von Interesse für uns. Bei der Beschreibung des Falles tritt nämlich Hahnemann mit der ihm eigenen Energie für eine menschenwürdige Behandlung Geisteskranker ein. „Nie lasse ich einen Wahnsinnigen je mit Schlägen oder anderen schmerzhaften körperlichen Züchtigungen bestrafen, weil es für Unvorsätzlichkeit keine Strafe gibt und weil diese Kranken bloß Mitleid verdienen und durch solche rauhe Behandlung immer verschlimmert, wohl nie gebessert werden." Das sind seine eigenen Worte, mit denen er eine humane Behandlung dieser Kranken fordert und begründet. Hahnemanns Worte können ohne einen kurzen Blick auf die damals übliche Behandlungsweise Geisteskranker wohl kaum gebührend gewürdigt werden. Narrentürme,



Das Hahnemann-Restaurant in Meißen
(an Stelle von Hahnemanns einstigem Geburtshaus).

Arbeitshäuser und Armenanstalten, die nicht selten von Schmutz und Ungeziefer strotzten, waren die einzigen Zufluchtsstätten dieser bedauernswerten Kranken. Das Wartepersonal, die Tollknechte und Tollmägde, waren fast durchweg dem Verbrechertum entnommen, weil man andere, unbescholtene Leute zu dieser Arbeit nicht bekommen konnte. Die Tollknechte waren in der Regel rohe, dem Trunke ergebene Burschen, denen keine anderen Hilfsmittel zur Pflege und Beruhigung Geisteskranker bekannt waren, als Peitsche und Zwangsjacke. Nicht viel größer war das Verständnis der damaligen Ärzte für die Geisteskranken. Aderlässe, Schröpfköpfe, Brechmittel und dergl. bildeten ihre wichtigsten Waffen, die sie zur Bekämpfung Wahnsinniger benützten. Tobsüchtige wurden nicht selten auf Anweisung des Arztes gezüchtigt oder in einen Drehstuhl gesetzt, der mit rasender Schnelligkeit im Kreise gedreht wurde, um den Kranken zu betäuben und zu „beruhigen". In manchen Städten war es sogar noch Sitte, daß man den Sonntagsbesuchern der Arbeitshäuser Wahnsinnige vorführte, damit sich dieselben an dem tollen Benehmen der armen Kranken belustigen konnten. In der Stadt Lübeck gehörte es noch im Anfange des letzten Jahrhunderts zu einer von den Behörden

geduldeten Volksbelustigung, daß man in den ersten drei Fastnachtsfeiertagen ins Irrenhaus ging, um sich dort bei Bier und Wein gütlich zu tun, und sich zugleich an den tollen Sprüngen der hinter Gittern wohlverwahrten Geisteskranken zu ergötzen.

Wahrlich, zu einer solchen Zeit, in der die Irrsinnigen auf derartige barbarische, menschenunwürdige Weise behandelt wurden, klingen Hahnemanns Worte wie die Stimme eines Predigers in der Wüste. Seine edlen Gesinnungen als Mensch und Arzt kommen durch sein warmes Eintreten für die bedauernswerten Opfer geistiger Umnachtung in schönster Weise zur Geltung.

Welchen Vorurteilen Hahnemann aber mit seinen humanen Anschauungen in Deutschland begegnete, das zeigen uns Briefe aus dem Jahre 1800. Damals in Hamburg ansässig, nahm er den wahnsinnig gewordenen Romanschriftsteller und Dramatiker Johann Karl Wetzel in Behandlung. Trotz guter Bezahlung konnte er jedoch keine Wärter für ihn auftreiben! Selbst die ärmsten Taglöhner Hamburgs weigerten sich, Wärterdienste bei einem Geisteskranken zu verrichten, weil sie es für „unehrlich" hielten, sich mit einem Tollen abzugeben, mit solchen Menschen brauche man überhaupt kein Mitleid zu haben, sie gehörten ins Gefängnis, oder das Tollhaus sei gerade gut genug für sie.

Die Irrenanstalt in Georgental scheint nur kurze Zeit bestanden zu haben. Schon im darauffolgenden Jahre wurde der Betrieb eingestellt und Hahnemann ging nach Molschleben, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Gotha. Hier widmete er sich wieder fast gänzlich der Schriftstellerei. Er schrieb am zweiten Teile des „Freund der Gesundheit" und stellte den ersten Teil seines berühmten „Apothekerlexikons" zusammen.

Daß Hahnemann ein bedeutender Chemiker war, haben wir bereits erwähnt. Auch in der Apothekerkunst besaß er Kenntnisse, wie nur wenige seiner Zeitgenossen. Sein zweibändiges Apothekerlexikon, das in den Jahren 1793—1799 gedruckt wurde, bildete jahrzehntelang ein grundlegendes Werk für den deutschen Apotheker. Der bekannte Universitätsprofessor Dr. Tromsdorf in Erfurt sagte beispielsweise kurz nach dem Erscheinen des Lexikons in einer Zeitungskritik: „Es ist ein vortreffliches Werk, das sich jeder Apotheker anschaffen sollte. Bei genauer Durchsicht findet man äußerst viel Neues und Wichtiges und jede Seite bestätigt es, daß der mit Kenntnissen ausgerüstete Verfasser aus Erfahrung spricht."

Wanderjahre.

Die Zeitperiode von 1792 bis zu Hahnemanns Niederlassung in Torgau im Jahre 1805 stellt ein beständiges Wanderleben dar. Allerdings war mancher Wegzug unfreiwillig, veranlaßt durch den Neid und die Mißgunst seiner Kollegen. Daß seine spätere Erbitterung gegen die Ärzte hauptsächlich auf diese, mit so vielen Entbehrungen und Unannehmlichkeiten verbundenen Verfolgungen zurückzuführen ist, scheint uns außer Frage.

Wie lange er in Molschleben verweilte, ist nicht genau bekannt; wahrscheinlich ist er nach einem 10 monatlichen Aufenthalt wieder weggezogen, denn schon im Mai 1794 befand er sich in Göttingen. Bei dem Umzuge von Molschleben nach seinem neuen Wohnorte stieß der Hahne-

mannschen Familie in der Nähe von Mühlhausen in Thüringen ein Unglück zu, von dem uns im folgenden Briefe an den Rat Becker in Gotha berichtet wird:

„Göttingen, den 1. Juny 1794.

Trauter Freund!

Ich bin hier in Göttingen hängen geblieben, und werde wahrscheinlich nicht weiter kommen, sondern hier bleiben. Der Wagensturz bei Mühlhausen, wovon Sie wohl werden gehört haben, und der uns sämtlich fast ums Leben brachte (die Wunden an uns allen zu heilen, mußte ich acht Tage in Mühlhausen bleiben), hat eine solche Zerrüttung in der Gesundheit meiner Frau zurückgelassen, und die Kinder sind so ängstlich beim Fahren geworden, daß es mir unmöglich fällt, weiter zu kommen, wenigstens nicht ohne wahrscheinliche Gefahr für die Gesundheit der Meinigen überhaupt und des säugenden Knaben insbesondere. Der Fuhrknecht, der uns umwarf, ist einer der unbehutsamsten und lebensgefährlichsten unter allen, die ich je gekannt habe. Ich wünsche nicht, daß jemand wieder durch ihn unglücklich würde.

Überzeugt bin ich, daß Sie an meinem Schicksale Theil nehmen. Überschreiben Sie mir recht bald Ihre guten Gesinnungen, blos unter der Adresse meines Namens und Göttingens ...

Empfehlen Sie mich und die Meinigen Ihrem werthen Hause und behalten Sie lieb

Ihren Hahnemann."

Aber auch in Göttingen scheint Hahnemann nur wenige Monate geblieben zu sein, denn schon am 19. Oktober 1794 schreibt er an einen Patienten in Gotha: „Jetzt in Pyrmont, wo ich wohnen zu bleiben gedenke." Sein Aufenthalt daselbst war jedoch weit kürzer, als er gehofft haben mochte, schon im Frühjahre 1795 siedelte er nach Wolfenbüttel, einer kleinen Festung an der Ocker über, und noch im selben Jahre verzog er nach Königslutter im Wolfenbüttelschen, einer kleinen Stadt etwa 25 Kilometer von Braunschweig entfernt. Hier schien ihm endlich das Glück etwas günstiger zu werden. Neben seiner ausgedehnten schriftstellerischen Tätigkeit, die er daselbst entfaltete, begann sich langsam ein kleiner Kreis von Patienten um ihn zu sammeln, so daß er sich samt seiner Familie der frohen Hoffnung hingeben zu können glaubte, endlich einmal einen dauernden Wohnort gefunden zu haben. Doch, „mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten." Im Jahre 1799 brach in Königslutter eine heftige Scharlachfieberepidemie aus, der die Ärzte der dortigen Gegend fast ratlos gegenüber standen. Auf Grund seines Ähnlichkeitsgesetzes stellte nun Hahnemann Versuche mit Belladonna an, und hatte die schönsten Erfolge damit zu verzeichnen. Scharenweise kamen nun die Kranken herbeigeströmt, in die ganze Umgegend wurde er gerufen, um durch sein Wundermittel die gefährliche Krankheit ihrer Schrecken zu berauben. Dies entfachte große Eifersucht bei seinen Kollegen, die ihm von nun an mit Anklagen und Schmähungen sein Leben verbitterten und kein Mittel unversucht ließen, ihn zum Wegzuge von Königslutter zu bestimmen. Im Herbst 1799 mußte er wohl oder übel wieder zum Wanderstabe greifen. Wie aus seinen Briefen

aus jener Zeit hervorgeht, hat er sich nun zunächst in Altona niedergelassen, aber schon im darauffolgenden Jahre, 1800, siedelte er nach Hamburg über, das er, wohl mit Rücksicht auf die teueren Mietzinse, im selben Jahre wieder verlassen mußte, um sich in dem kleinen Städtchen Möllen im Herzogtum Lauenburg niederzulassen. Aber auch hier hielt es Hahnemann nicht lange aus; das alte Heimweh überkam ihn wieder. Er zog nun zunächst nach Machern, einem kleinen Dorfe in Sachsen, nicht weit von Leipzig entfernt. In welch dürftigen Verhältnissen die Hahnemannsche Familie damals gelebt hat, wird uns von Dr. Dudgeon in folgenden Worten geschildert: „Während seines Aufenthaltes in Machern half er nachts, nachdem er sich den ganzen Tag mit Übersetzungsarbeiten abgemüht hatte, seiner wackeren Frau die Familienwäsche waschen, und da sie keine Seife kaufen konnten, verwendeten sie an deren Stelle rohe Kartoffeln. Seine schriftstellerischen Arbeiten brachten ihm nur einen sehr kleinen Verdienst ein, so daß er seinen Kindern das Brot vorzuwägen pflegte, um Unzufriedenheiten unter ihnen vorzubeugen." Im Sommer 1801 verließ er Machern und zog nach Eilenburg, woselbst er sich bald einer großen Praxis zu erfreuen hatte. Letztere erregte den Neid seiner Kollegen, die ihn derart zu belästigen wußten, daß er trotz Praxis und Verdienst Eilenburg wieder verließ, um sich kürzere Zeit in Wittenberg aufzuhalten. Von hier aus wandte er sich nach Dessau, der Heimat seiner Frau, und nach einem zweijährigen Aufenthalte daselbst ließ er sich im Juni 1805 in Torgau nieder, wo er seine Praxis in vollem Umfange wieder aufnahm und sich mit der Herausgabe eines seiner bedeutendsten Werke, des „Organon der rationellen Heilkunde" beschäftigte.

Im Kampfe mit den Gegnern.

Als Hahnemann im Jahre 1796 in dem berühmten Hufelandschen Journal seine Entdeckung veröffentlichte und die Ärzte zu vorurteilsfreien Versuchen aufforderte, da hat er wohl kaum geahnt, welch erbitterte Kämpfe ihm bevorstanden, und welch heftigen Angriffen er entgegenging. Schon im vorhergehenden Abschnitt haben wir gesehen, wie Neid und Mißgunst seiner Kollegen ihn vielfach nötigten, seinen Wohnort zu verlassen und zum Wanderstabe zu greifen. Trotzdem bemühte er sich von Zeit zu Zeit immer wieder, die Ärzte durch Veröffentlichung von Aufsätzen in medizinischen Fachzeitschriften für sich und seine Entdeckung zu gewinnen und zu Versuchen am Krankenbette zu veranlassen. Noch im Jahre 1801 richtet er in einer der gelesensten Zeitungen einen offenen Brief an die Ärzte Deutschlands, in dem er sie zu gemeinsamer Mitarbeit auffordert. Er beklagt sich darin über die große Eifersucht vieler Ärzte, die so oft zu ganz unbilligen Angriffen und Beschimpfungen gegen Urheber von Erfindungen führe. So sei man in letzter Zeit in unüberlegter und ungerechtfertigter Weise über einen Wichmann, Hufeland, Tode und Simmering hergefallen. Dann kommt er auf die Angriffe zu sprechen, denen er selbst nach der Entdeckung seines Quecksilberpräparates ausgesetzt war, sowie auf die zahlreichen Schmähartikel, mit denen man ihn und sein neues Heilsystem fortgesetzt überschüttete. Das gemeinsame Ziel, das die Ärzte erstreben müßten, könne nur

durch brüderlich vereinte Kräfte und durch gemeinschaftliche, leidenschaftslose Bearbeitung allseitiger Kenntnisse, Ansichten, Erfindungen und Beobachtungen erreicht werden, und endlich schließt er mit den Worten: „Ärzte Deutschlands, seyd Brüder, seyd billig, seyd gerecht!"

Allein die Angriffe gegen ihn ließen nicht nach; im Gegenteil, sie vermehrten sich, so oft er neue Gesichtspunkte und Beobachtungen über seine Heillehre veröffentlichte. Im Jahre 1810, während seines Aufenthaltes in Torgau, erschien sein berühmtes Werk, das „Organon der rationellen Heilkunde", in dem er eine umfassende Darstellung seines ganzen Heilsystems entwirft. Auf der Titelseite dieser ersten Auflage befinden sich die Worte Gellerts:

„Die Wahrheit, die wir alle nötig haben,
Die uns als Menschen glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben."

In der Vorrede zu diesem Werke sagt Hahnemann: „Die Resultate meiner Überzeugung liegen in diesem Buch. Es wird sich zeigen, ob Ärzte, die es redlich mit ihrem Gewissen und der Menschheit meinen, nun noch ferner dem heillosen Gewebe der Vermutungen und Willkürlichkeiten anhängen, oder der heilbringenden Wahrheit die Augen öffnen können. — Soviel warne ich im Voraus, daß Indolenz, Gemächlichkeit und Starrsinn von dem Dienste am Altare der Wahrheit ausschließt und nur Unbefangenheit und unermüdeter Eifer zur heiligsten aller menschlichen Arbeiten befähigt: zur Ausübung der wahren Heilkunde. Der Heilkünstler in diesem Geiste aber schließt sich unmittelbar an die Gottheit, an den Weltenschöpfer an, dessen Menschen er erhalten hilft, und dessen Beifall sein Herz beseligt."

Die Veröffentlichung dieses Werkes, das noch zu Lebzeiten des Verfassers in 5 Auflagen erschien und in 10 fremde Sprachen übersetzt wurde, gab geradezu das Zeichen zum Beginne eines heftigen allgemeinen Kampfes gegen Hahnemann. Er hatte in diesem Buche eine Anzahl Irrtümer, Trugschlüsse und Widersprüche der damaligen Heilkunde aufgedeckt und zahlreiche alte Überlieferungen über den Haufen geworfen. Dies führte begreiflicherweise zu heftigen Angriffen in den medizinischen Zeitschriften. Ein Dr. A. F. Hecker veröffentlichte einen von solcher Bitterkeit getragenen Aufsatz gegen Hahnemann und das Organon, daß sogar ein Teil der Gegner Hahnemanns die darin enthaltenen Ausfälle mißbilligten. In einem Briefe an den Verleger, dem er die von seinem Sohne verfaßte Widerlegung der Hecker'schen Angriffe anbietet, schreibt Hahnemann: „Man sollte nicht glauben, daß die Verketzerungssucht und der Verfolgungsgeist selbst in wissenschaftliche Dinge sich einschleichen und seine Despotie äußern kann, aber es ist doch so, wie man hier sieht." Außer dieser ebengenannten Entgegnung hat aber Hahnemann trotz der zahlreichen und oft tiefkränkenden Angriffe und Schmähschriften nur selten geantwortet, sondern sie mit einem geradezu bewundernswürdigen Gleichmut über sich ergehen lassen. In einem Briefe an den Redakteur des Reichsanzeigers in Gotha vom Jahre 1806 schreibt er z. B. unter anderem: „Es fehlt mir nicht an Verfolgern in meinem Stande, welche mir zur Läuterung meines Herzens von oben her beigesellet wurden; aber ich besiege sie durch

Schweigen und durch öfteres und auffallendes Heilen mit Arzneien, welche ohne Geruch und Geschmack sind, und **gewöhnlich** helfen ohne Beschwerden und dauerhaft. Da sehe ich dann, daß mirs am Notwendigsten nie fehlt, und habe die sichere Beruhigung, unglückliche Menschen glücklich gemacht zu haben, zur Zugabe."

Die in der Zeit von 1810—1829 gegen Hahnemann und seine Heilmethode geschleuderten Ausfälle und Angriffe in Form von Büchern, Schriften und Aufsätzen in Zeitschriften belaufen sich auf viele hunderte. Dabei suchten sich die Verfasser gegenseitig an Gehässigkeit zu überbieten. Ein Dr. Meißner, der sich hinter dem Pseudonym „Dr. Th." verbarg, schrieb beispielsweise ein Buch unter dem Titel: „Werke der Finsternis aus dem Gebiete der Homöopathie", und Dr. Steiglitz, der damalige Leibarzt des Königs von Hannover nannte die Homöopathie ein monströses Wesen, das im Sterben begriffen sei; man solle nur ruhig am Grabe warten, der Leichnam der Homöopathie werde bald erscheinen. Professor Heinroth gründete eine Zeitung unter dem Titel: „Anti-Organon", die ausschließlich dem Zwecke gewidmet war, der Homöopathie den Garaus zu machen. Der zweifelhafte Ruhm aber, der gemeinste und gefährlichste unter den Gegnern Hahnemanns gewesen zu sein, gebührt einem Dr. Kovats aus Pest. Die Homöopathie nennt er „eine Taschenspielerei, eine strafwürdige Betrügerei, eine Charlatanerie, eine närrische, rohe Pfuscherwissenschaft, eine für müßige Schuster passende Beschäftigung", und Hahnemann bezeichnet er als „elenden Vagabunden, als herumstreichenden unwissenden Barbier, als Lügner, Erznarren" und dergleichen.

Die Ruhe, die Hahnemann bei all diesen von Verleumdung und Gehässigkeit strotzenden Angriffen bewahrte, ist geradezu staunenswert. In einem Briefe an seinen langjährigen Freund und Kollegen Dr. Stapf in Naumburg schreibt er beispielsweise (1. Sept. 1825):

> „Seien Sie überhaupt nicht so bänglich, daß jetzt so viele große Kugeln gegen uns geworfen werden, sie treffen nicht und sind federleicht und können uns, wenn wir rechtschaffen sind, keinen Schaden tun, der guten Sache aber vollends gar nicht, denn was gut ist, bleibt gut. — All dies Geschreibsel ist in einem halben oder ganzen Jahre rein vergessen. Der Homöopath wirfts unwillig bei Seite, wenn er's gelesen hat, und bedauert die blinden Eiferer; die Allopathen laben sich vergeblich daran, ihre Sache wird dadurch nicht besser und die Laien lesen es nicht, weil sie das unverständliche Zeug nicht verstehen können; bloß die Schimpfwörter darin verstehen sie, und die sind keine Widerlegung.
>
> „Ich weiß also nicht, was man so sehr sich darüber ärgern oder grämen sollte. Was wahr ist, kann nicht zur Unwahrheit gestempelt werden, es mag ein geheimer Rat, oder ein berühmter, alter Professor dagegen schreiben. — — Ich lache zu dem allem. In kurzer Zeit weiß niemand mehr etwas davon, und unsere Sache geht vorwärts unaufhaltbar."

Wenn Hahnemann sich später — durch die immer zahlreicher und gemeiner werdenden Angriffe seiner Kollegen veranlaßt — entschloß, den Ärzten für immer den Rücken zu kehren, und seine Aufsätze künftighin nur noch in Zeitungen zu veröffentlichen, die gebildeten Laien zugänglich waren, so wird das jedermann für begreiflich finden. Wie so ganz anders aber klingt dieser

Entschluß gegenüber der Darstellung Professor Behring's in einem kürzlich erschienenen Aufsatz in der deutschen Revue, in dem er sagt: „Das homöopathische Immunisierungsprinzip ist bekanntlich von Hahnemann im homöopathischen Heilprinzip popularisiert und wissenschaftlich diskreditiert worden!"

Die Bekämpfung des Aderlasses.

Ein Hauptgrund, warum Hahnemann von seinen Gegnern so heftig angegriffen wurde, war der gewesen, daß er mit so scharfen Worten gegen den Aderlaß auftrat und ihn als schädlich und gefährlich verwarf. Seit Jahrhunderten hatten die Blutentziehungen als eines der wirksamsten und unentbehrlichsten Hilfsmittel in der Heilkunde gegolten. Einerseits wollte man durch Herabsetzung der Blutmenge die Vollblütigkeit und Blutüberfüllung innerer Organe beseitigen, andererseits nahm man allgemein an, daß durch Blutentziehung die Bildung neuer und besserer Säfte bewirkt werden könne. Deshalb wurde zu damaliger Zeit der Aderlaß fast gegen alle Leiden und Beschwerden der Menschheit ins Feld geführt, ja bei fieberhaften und entzündlichen Krankheiten hätte man es für eine Unterlassungssünde schwerster Art, geradezu für ein Verbrechen gehalten, wenn dem Kranken nicht mehrmals zur Ader gelassen worden wäre. Die Heilung einer Lungenentzündung ohne Aderlaß hielt man einfach für ein Ding der Unmöglichkeit. Noch während der Choleraepidemie in den Jahren 1831 und 1854 bezeichnete man das Blutentziehen für das souveränste Heilmittel; um aber dem Kranken wirkliche Erleichterung zu bringen, sei es nötig, eine große Öffnung in das Blutgefäß zu machen, damit das Blut in einem Strome herausfließen könne. Dem Publikum war der Aderlaß im Anfange des letzten Jahrhunderts so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß viele es für eine Naturnotwendigkeit hielten, jährlich einmal zum Bader oder Chirurgen zu gehen, um sich durch Blutentziehung vor Krankheiten zu bewahren.

Kein Wunder, daß man es Hahnemann schwer übel nahm, als er die Heilkunde dieses „wertvollen", allgemein für unentbehrlich gehaltenen Hilfsmittels berauben wollte. Schon im Jahre 1784 verwirft Hahnemann die Unsitte des häufigen Aderlassens, und 1790 weist er wiederholt auf die Gefahr hin, die für den Kranken daraus entsteht. Den ersten öffentlichen Angriff gegen den Aderlaß unternahm er aber erst 2 Jahre später. Im Anfange des Jahres 1792 starb nämlich Kaiser Leopold II., der seit 1790 regiert hatte und bei seinen Untertanen wegen seiner Friedensliebe sehr beliebt gewesen war, unerwartet schnell. Ein kurzer Bericht des Gothaer Anzeigers brachte die Mitteilung, daß die Sektion des Kaisers eine Ansammlung halb wässeriger, halb eiteriger Ausschwitzung in der linken Brusthöhle ergeben habe.

In der am 31. März 1792 erschienenen Nummer der genannten Zeitung kritisiert Hahnemann das Verfahren der Ärzte aufs schärfste. Er schreibt unter anderem: „Die Berichte sagen, der kaiserliche Leibarzt Lagusius habe am 28. Februar früh ein heftiges Fieber und den Unterleib angeschwollen gefunden, er habe dann dem Übel einen Aderlaß entgegengesetzt, und da dieser keine Erleichterung bewirkt, noch 3 Aderlässe ohne Erleichterung. Die Kunst fragt, nach welchen Grundsätzen man mit Fug und Recht einen zweiten

Aderlaß verordnen könne, wenn ein erster keine Erleichterung verschaffte? wie man ein drittes? Himmel! und wie man ein viertesmal Blut lassen dürfe, wenn bei keinem vorigenmal Erleichterung entstanden? einen abgemagerten, durch Anstrengung des Geistes und langwierigen Durchfall entkräfteten Mann viermal binnen 24 Stunden den Lebenssaft abzapfen dürfe, immer und immer ohne Erleichterung. Die Kunst erblaßt!"

Von da ab war und blieb Hahnemann ein unerbittlicher Gegner des Aderlasses. Mit wuchtigen Hieben kämpfte er gegen diese Verirrung, ungeachtet dessen, daß er sich die ganze medizinische Welt zum Feind und Gegner machte.

Im Jahre 1809 erhebt er aufs neue wieder seine Stimme gegen das unsinnige Blutentziehen: „Außer einigen empirischen Tränken und mehreren, auf gut Glück empfohlenen, mineralischen Wässern, die der Humoralarzt befehligte in das Geblüte zu gehen, es zu versüßen, es zu verbessern, und das Unsaubere desselben gleichsam magisch vom Guten abgesondert, durch Ausdünstung und Harn fortzutreiben, bestand das vorzüglichste Manöver der Humoralschule in Ausleerung des bösen Geblüts (Aderlaßwut) und in Herausschaffung der unreinen Feuchtigkeiten durch Mund und After.

Wie? bloß das unreine Geblüt wollten sie herauslassen? Welche Wunderhand sollte das verdorbne von dem guten innerhalb der Adern scheiden, wie auf einer Getreidefege, so daß nur das böse herauslaufen könnte und das gute zurückbleiben müßte? Welcher grob organisierte Kopf sollte ihnen dies glauben? Genug, es wurden Ströme Blutes vergossen, eines Lebenssaftes, gegen den schon Moses soviel Respekt hatte, wie billig."

Zum letzten Male bekämpft er den Aderlaß 1831 in seiner Schrift „Die Allopathie, ein Wort der Warnung", indem er seinen Gegnern zuruft: „Nicht wir, ihr seid die Mörder! diese sinnlose und barbarische Behandlungsweise durch viele Aderlässe, Blutegel und Schwächungsmittel liefert jährlich Tausende ins Grab. Wahrlich eine treffliche, privilegierte Methode, den Kern der Menschen verdeckter Weise in Masse umzubringen! Ihr verdient in eurer Versessenheit auf euer altes, Menschenbrüder hinrichtendes Kurverfahren nur Verachtung und Abscheu, und die unparteiische Geschichte wird eure Namen brandmarken."

Rückkehr nach Leipzig.

Der Sturm von Angriffen, mit denen sein Organon von der medizinischen Welt empfangen wurde, hatte Hahnemann mit einem Schlage klar gemacht, daß er von seiten seiner Kollegen für die Anerkennung, den weiteren Ausbau und die Ausbreitung seiner neuen Heilmethode ganz und gar nichts zu hoffen habe. Statt zu prüfen und dann erst zu urteilen, fielen sie, von Voreingenommenheit erfüllt, über ihn und seine Entdeckung her, als habe er das größte Staatsverbrechen begangen. Dies weckte den Entschluß in ihm, nach Leipzig zu ziehen, um an der dortigen Universität Vorlesungen über sein neues Heilverfahren zu halten. Bereits im Jahre 1811 fand der Umzug von Torgau nach Leipzig statt.

Wie reich an Begebenheiten war doch das Leben dieses Mannes gewesen, seit er Leipzig als Jüngling von 22 Jahren verlassen hatte!



Hahnemann-Statuette.

(Der Name des Künstlers ist leider unbekannt.)

Wien, Hermannstadt, Erlangen, Dessau, Gommern und Dresden, dann die Entdeckung der Homöopathie, seine Tätigkeit in Georgental, nachher die Wanderjahre und Torgau mit seinen wichtigen literarischen Ergebnissen, bis er jetzt als gereifter, in ganz Deutschland bekannter Mann von 56 Jahren mit einer neuen Heilmethode wieder in jene Stadt zurückkehrte, in der er seinen ersten medizinischen Unterricht genossen hatte!

Wie bereits erwähnt, beabsichtigte er, sich an die akademische Jugend zu wenden, um durch Vorlesungen Anhänger für seine neue Behandlungsweise zu gewinnen. Auf eine dahin zielende Anfrage bei der Leipziger medizinischen Fakultät erhielt er zur Antwort, daß ein Arzt, wenn er auch zur Ausübung der medizinischen Praxis gesetzlich berechtigt sei, doch keine Befugnis habe, ohne weiteres Vorlesungen zu halten, sondern daß er sich ein solches Recht vielmehr erst durch Verteidigung einer Dissertation vor dem oberen Katheder und Bezahlung von 50 Talern verschaffen müsse. Diesem Verlangen kam Hahnemann am 26. Juni 1812 nach und zwar durch eine Abhandlung über die weiße Nießwurz, ein Meisterwerk der Quellenforschung und Gelehrsamkeit, das seine Zuhörer in Erstaunen setzte und ihm vom Dekan der Fakultät eine öffentliche Belobung eintrug. Von da ab bis zum Jahre 1821, seinem unfreiwilligen Wegzuge von Leipzig, hielt Hahnemann regelmäßig zweimal wöchentlich und zwar Mittwochs und Samstags Vorlesungen, die sowohl von Studenten, als auch von älteren und jüngeren Ärzten besucht wurden. Der Wunsch, einen Einblick in diese neue Richtung der Medizin zu bekommen und zugleich jenen Mann sprechen zu hören und kennen zu lernen, der so wunderbare Heilungen zu Stande brachte, mochte bei manchem Zuhörer die Triebfeder zum Besuche der Vorlesungen gewesen sein.

Seine gemäßigte Tonart, die ihn früher auszeichnete, legte Hahnemann nun gänzlich beiseite; gegen jeden, der seine Lehre verdammte, ohne sie praktisch geprüft zu haben, ging er mit unerbittlicher Schärfe vor. Nach dem Urteile seiner Zeitgenossen hätte Hahnemann damals viel mehr Zuhörer bekommen, wenn er sich in seinen Vorlesungen nicht immer in einer Flut von Schmähungen gegen die alte Schule und deren Anhänger ergossen hätte. Kann man ihm aber diese Erbitterung übel nehmen? Sein ganzes bisheriges Leben bildete eine Kette von Verfolgungen und Entbehrungen, die ihm zu einem großen Teile von seinen Kollegen auferlegt worden waren.

Unter seinen Zuhörern befanden sich viele, die von seiner Gelehrsamkeit begeistert, ihm von ganzer Seele zugetan waren und ihn kindlich verehrten. Mehrere derselben, die Hahnemann für besonders geeignet und befähigt hielt, wurden von ihm veranlaßt, Arzneimittel an sich zu prüfen, um so zum weiteren Ausbau seiner Lehre beizutragen. Zu diesen besonders begünstigten Schülern, die sich an den Arzneiprüfungen beteiligten und regelmäßig im Hahnemannschen Hause verkehren durften, gehörten Stapf, Groß, Hartmann, Hornburg, Franz, Wislicenus, Teuthorn, Herrmann, Rückert und Langhammer, Männer, von denen später ein jeder nach Kräften zur Ausbreitung der Homöopathie beigetragen hat. Franz, den Hahnemann von einer ernsten Krankheit hergestellt hatte, war der älteste unter ihnen. Er war ein guter Botaniker und sammelte die Pflanzen, aus denen die Arzneien

hergestellt wurden; außerdem hatte er die mühsame Arbeit übernommen, die von den einzelnen Prüfern eingesandten Prüfungssymptome nach dem von Hahnemann angegebenen Schema zu ordnen. Die übrigen waren eifrig damit beschäftigt, weitere Arzneimittel an sich zu prüfen, so daß Hahnemann in dem Zeitraum von 1811—1821 sechs Bände seiner reinen Azneimittellehre dem Druck und damit der Öffentlichkeit übergeben konnte.

Es muß ein erhebendes Gefühl und eine große Genugtuung für den alten Reformator gewesen sein, auf diese Weise seine Heilmethode ihrer Vervollkommnung näher zu bringen und zugleich junge, begabte Männer zur ärztlichen Tätigkeit in seinem Sinne heranzuziehen!

Leben und Treiben im Hahnemannschen Hause.

Hahnemanns Wohnhaus in Leipzig befand sich in der Burgstraße und war unter dem Namen „Goldene Fahne" bekannt. Es dürfte für den Leser nicht ohne Interesse sein, einen Blick in das Leben und Treiben im Hahnemannschen Hause zu werfen und den Gelehrten im Kreise seiner Angehörigen und Schüler kennen zu lernen. Wir lassen hier im Auszuge eine Schilderung Dr. Hartmanns folgen, der als einer der bevorzugtesten Schüler Hahnemanns jahrelang in dessen Familie verkehrt hat.

„Wer Hahnemann je gesehen, seine persönliche Bekanntschaft gemacht und ihn nur einmal mit so hoher Begeisterung in hinreißender Rede von seiner hochwichtigen Entdeckung im Gebiete der praktischen Medizin sprechen gehört hat, findet es gewiß nicht befremdend, wenn man, als Neuling in der Medizin, diesen Mann gleich einem Heiligen verehrte und ihm und seiner Lehre sich fortan unbedingt zu weihen, sich im Stillen gelobte. Ich bin überzeugt, jeder, der Hahnemann persönlich kannte in damaliger Zeit, pflichtet mir bei und tadelt gewiß mein scheinbar überschwengliches Lob dieses von der Natur mit so ausgezeichneten Geistesgaben versehenen ehrwürdigen Menschen nicht, wenn ich ihn den größten Geistern unseres Zeitalters in der Medizin zur Seite stelle, ja ihn unter allen als den größten bezeichne, da kein Arzt neben ihm ein so stichhaltiges Riesenwerk begann und es schon zu einer solchen Vollkommenheit aufführte, daß es sich dreist neben das ältere Heilverfahren stellen kann und es sogar in vielen Stücken schon überflügelt. — Dies gilt von jetzt, aber schon damals, als ich Hahnemanns persönliche Bekanntschaft machte, war sein Ruf weit verbreitet, und er vollbrachte Heilungen, die ans Unglaubliche grenzten und seinen Ruhm immer mehr begründeten. Er unterhielt sich gern über die Wissenschaften, die ich hörte, mit mir und geriet namentlich bei der Arzneimittellehre und Therapie in eine gewaltige Ekstase, in der er seinen Pfeifenkopf zu sprengen drohte; gern und vorsätzlich gab ich dieser Aufregung immer neue Nahrung, denn teils ergötzte mich sein Feuereifer, teils gewann ich an Wissen in der Homöopathie, und so manche schöne, praktische Anmerkung in der Homöopathie danke ich diesen Explosionen. Es war überhaupt interessant, Hahnemann, diesen kleinen, untersetzten Mann, mit der Straffheit in seiner Haltung, wie im Gange, mit seinem kahlen Scheitel und seiner hohen, schön

geformten Stirn in Ekstase zu sehen, wie das Blut dann nach dem Kopfe drängte, die Adern anschwollen, die Stirn sich rötete, die Augen feurig glänzten und er genötigt war, sein Käppchen abzunehmen, um dem erhitzten Kopfe Kühlung zuströmen zu lassen. Gewöhnlich waren es nur wissenschaftliche Gegenstände, und unter diesen insbesondere seine neue Lehre, die ihn in eine solche Aufregung zu bringen vermochten und ihn dann einem Apostel gleich erscheinen ließen. — — Es war ein erhebender Anblick für seine Schüler, so den Meister in ihrer Mitte zu sehen; in solchen Momenten war gewiß jeder begeistert und gelobte sich, trotz aller Verfolgungen, die wir schon damals zur Genüge kennen gelernt hatten, treu auszuhalten und das große Werk nach Kräften fördern zu helfen, wozu Hahnemann selbst die beste Gelegenheit bot, indem er jeden, den er frei von Krankheit wußte, aufforderte, Arzneien an sich selbst zu prüfen. Unbekannt noch in der Medizin, noch weit unbekannter aber mit der Art und Weise, wie Arzneien an Gesunden zu prüfen wären, blieb ihm nichts anderes übrig, als uns erst darüber zu belehren und uns genaue Auskunft zu geben, welches Verhalten in jeder Beziehung wir dabei zu befolgen hätten, und er tat dies mit wenigen Worten, aber auf die klarste und anschaulichste Weise. — — —

„In seinem Hause bot sich uns oft die Gelegenheit dar, seine Liebenswürdigkeit, mit der er uns alle bezauberte, zu bewundern, wenn wir mit ihm und den Seinen nur eine Familie bildeten. Da saß der silbergelockte Greis mit seiner hohen, gewölbten, gedankenvollen Stirne, mit seinen feurigen, geistreichen Augen und seinem ruhigen, forschenden Gesicht mitten unter uns im traulichen Kreise und bewies durch die Tat, daß sein ernstes Äußere, das er im gewöhnlichen Leben zur Schau trug, nur dem tiefen und anhaltenden Forschen nach dem sich selbst vorgesteckten Ziele angehöre, keineswegs aber der Spiegel seines Innern sei, dessen Glanzseite sich ebenso leicht, wie jedem anderen, im schönsten Lichte zeigte und der Freude, dem feinen Humor, der Vertraulichkeit, der Offenheit, dem Witze rc. zugänglich war. Wie behaglich fühlte sich da der Meister im Kreise seiner Lieben und Freunde, zu denen er nicht nur seine Schüler, sondern auch Gelehrte anderer Fakultäten, die seiner Lehre huldigten, zählte; wie wohltuend war ihm nach vollbrachter Arbeit die Erholung, der er sich dann von 8 Uhr abends an in seinem Sorgenstuhle, angetan mit seinem Sammetkäppchen, Schlafrock und der Stiefeln entledigt, bei einem Glase leichten Leipziger Weißbiers und einer Pfeife Tabak überließ. Höchst interessant war es dann, ihn zu sehen, wenn er in Feuer geriet, was am leichtesten bei Erzählung der Verfahrungsarten älterer Ärzte am Krankenbette geschah, wobei er sein Käppchen wegen der ausbrechenden Glut im Gesicht hin und her schob und eine Tabakswolke von sich blies, daß man ihn oft kaum mehr sehen konnte; kam er auf sein tiefbewegtes Leben zu sprechen, und erzählte er aus demselben einige Szenen, so erlosch die Pfeife oft und eine seiner Töchter war dann, unaufgefordert, schnell bei der Hand, selbige wieder in Brand zu setzen. Außer seiner Wissenschaft waren es besonders naturwissenschaftliche Gegenstände, Zustände fremder Länder und Völker, über die er sich am liebsten verbreitete; ungern aber sah er es in diesen Stunden, wenn man ihn über bestimmte Krankheitsformen oder Krankengeschichten konsultieren wollte — entweder war er dann wortkarg, oder ein freundliches „Morgen über dies“

rief er dem Fragenden zu, nicht etwa, um diese Angelegenheit niederzuschlagen, sondern weil er über ernste Gegenstände zu beraten sich zu angegriffen fühlte, denn oft nahm er am nächsten Tage in seinen Sprechstunden die angeregte Sache von selbst wieder auf, stand freundlich mit seinem Rate zur Seite und sah es gern, wenn man seine Ansicht offen äußerte, ja ihm widersprach, und nicht selten ordnete er seine Meinung der des Gegners unter.

„Seine Sprechstunden waren früh von 9—12 Uhr und nachmittags von 2—4 Uhr. Schon der Einlaß in seine Wohnung hatte etwas Eigentümliches. In der Zeit, wo ich Umgang mit Hahnemann hatte, hatte er nach einander 2 Wohnungen, in denen neben der äußeren Tür ein kleines Klappfensterchen sich befand, hinter dem bei jedesmaligem Klingeln ein Mädchenkopf sich zeigte, der wie ein Turmwart herauslugte, um den Ankömmling erst Revue passieren zu lassen; dieses Amt hatten seine Töchter inne, die wöchentlich miteinander wechselten. Trat man dann in seine Stube, so saßen schon eine Menge Kranker da, deren jedem er gleiche Aufmerksamkeit schenkte. — — —

„Die Kinderzucht im Hahnemannschen Hause konnte vielen anderen zum Muster vorgestellt werden, denn alle seine Töchter wurden zu eigentlichen Hausfrauen herangebildet, die sich keiner Arbeit schämten und nicht, nach Art vornehmer Fräulein nach schönem Putz und täglichen Vergnügungen haschten, was ihnen auch nie würde gewährt worden sein. Ihr einziger täglicher Genuß war ein einfacher Spaziergang — je zu drei allemal — um die Stadt, wobei sie in der gebührenden Entfernung hinter ihren Arm in Arm voranschreitenden Eltern gingen; zuweilen wurde wohl ein weiterer Spaziergang nach Schleußig, kleinem Kuchengarten, Gohlis 2c. gemacht. Diese Spaziergänge geschahen regelmäßig nachmittags 4 Uhr, wohl auch einmal Sonntags in den frühesten Morgenstunden.

„Vielleicht waren die Soupers geeignet, eine kleine Veränderung in diese monotone Lebensweise zu bringen, die alljährlich ein- oder zweimal seinen Schülern von Hahnemann gegeben wurden, zu denen er aber nur diejenigen einlud, die sich durch Fleiß, Intelligenz und strenge Sittlichkeit auszeichneten. Bei diesen Soupers ging es nicht rein homöopathisch zu, denn, wenn ich auch den aufgetragenen Speisen die größte Einfachheit sichern will, so wurde doch statt des Weißbiers ein guter Wein kredenzt, der aber doch aus Achtung für den Meister sehr mäßig genossen wurde. Bei diesen Gastmahlen schloß Hahnemann auf der einen und seine Gemahlin auf der anderen Seite die Gäste von seiner Familie ab (fünf Töchter; sein Sohn und zwei verheiratete Töchter waren nicht mehr im Hause). Hier herrschte frohe Laune und Witz, und der Lachreiz nahm kein Ende, denn gewöhnlich waren noch andere höchst geistreiche Männer mit eingeladen. Hier war Hahnemann der heiterste Mensch, sogar in die mutwilligsten Launen der übrigen mit eingehend, jedoch ohne den Anstand zu verletzen, oder irgend jemand zur Zielscheibe seines Witzes zu machen. Nach aufgehobener Tafel wurde gewöhnlich noch ein Pfeifchen geraucht und in der elften Stunde ging die Gesellschaft auseinander."

Eine literarische Fehde.

Ganz gegen seine sonst übliche Gewohnheit finden wir Hahnemann im Jahre 1816 in eine literarische Fehde mit einem Professor Dzondi von Halle verwickelt; es handelte sich um die Behandlungsweise von Verbrennungen. Dr. Dzondi hatte im „Allgemeinen Anzeiger“ kaltes Wasser dagegen empfohlen, während Hahnemann warme Bestrahlung oder warme Umschläge für einzig richtig erklärte. Er veröffentlichte zwei Aufsätze über diesen Gegenstand. Den Hauptpunkt, um den es sich damals drehte, und das Ende dieses Streites können wir am besten aus folgenden Briefen ersehen. Am 24. Juli 1816 schreibt Hahnemann an den Legationsrat Dr. Hennicke in Gotha:

„Meine schriftliche Bitte um Abdruck meiner Abhandlung über die venerische Krankheit werden Sie erhalten haben. Hier noch eine ebenso dringende um Einrückung beiliegenden Nachtrags zu meinem ersten Aufsatze über das Verbrennen. Ich bitte auch deshalb um möglichst baldige Bekanntmachung des letzteren, weil Dzondi in Halle mich mit sehr zudringlichen Briefen bestürmt, mir große Wellen aufdringen und Experimente hier vor Zeugen und aller Menschen Zutritte (welches Spektakel möchte das werden!) mit seinem kalten Wasser anstellen will, um mich zum Widerruf (!) zu bewegen, daß ich laut bekennen solle vor aller Welt, ich habe mich gröblich geirrt (gleich als ob ich nur eine Meinung vorgetragen hätte!) und sein kaltes Wasser sei das einzig beste usw. Der arme, eingebildete, verblendete, ununterrichtete, erfahrungslose, doch aber gewaltig lästige, unbesonnene Partisan seines und aller armen Schäfer Palliativs. Um ihn also bald völlig zum Schweigen und zur Ruhe zu bringen — und zugleich der Welt desto eher und vollständiger zu nützen, bitte ich um baldige Einrückung. Ich würde ohne jene eifrige öffentliche Anpreisung des mir in schlimmen Verbrennungen aus Erfahrung als so schädlich bekannten kalten Wassers nicht drauf gekommen seyn, die heilsamen Mittel dafür in Ihren Anzeiger zu dociren, und wenn er ferner darüber nicht so unruhig und auf das alte Vorurtheil versessen, jetzt so zudringlich und albern auf mich eingestürmt wäre, so würde ich es auf dem ersten Aufsatze haben bewenden lassen und die Beweise der Wahrheit wären nicht so vollständig von mir aufgestellt worden.

Mit vollkommener Hochachtung

Dr. Sam. Hahnemann.“

Am 19. September 1816 schreibt Hahnemann, ebenfalls an Dr. Hennicke in Gotha:

„Auf Dzondis grausigen Herausforderungsbrief hatte ich ihm eine mild zurecht weisende Antwort mit der Post geschickt, worauf ich einen sehr unbesonnenen Brief von ihm wiederum erhielt, den ich natürlich keiner Antwort würdigte. Die Wahrheit und Milde des ersteren und die Ungezogenheit des letzteren mag ihn wohl gehindert haben, sie dem Publikum vorzulegen, zumal da mein schwerer Nachtrag ihn zu Boden drückte!“

Damit war dieser Streit erledigt.

Neue Verfolgungen.

Neben seiner umfassenden literarischen Tätigkeit und der Abhaltung von Vorlesungen übte Hahnemann während seines ganzen Leipziger Aufenthaltes die ärztliche Praxis aus. Einen seiner schönsten Erfolge hatte er im Jahre 1813 zu verzeichnen. Ganz Deutschland war damals vom Typhus heimgesucht, den die Franzosen bei ihrem Rückzuge aus Rußland eingeschleppt hatten. Auch Hahnemann bekam eine größere Anzahl solcher Typhusfälle in Behandlung, deren außerordentlich rasche Genesung seine Verleumder eine Zeitlang zum Schweigen brachte. Von allen Typhuskranken, die er behandelte, starben nur zwei, der eine infolge eines groben Diätfehlers, der andere ein in hohem Alter stehender Mann. Seine erfolgreichen Heilungen waren bald überall bekannt und veranlaßten zahlreiche Kranke aus allen Bevölkerungsschichten Leipzigs und dessen Umgebung, sich von ihm beraten zu lassen. Die hohen Einnahmen, die ihm seine praktische Tätigkeit einbrachte, mochten wohl hauptsächlich den Neid und die Mißgunst seiner Kollegen aufs neue wieder angefacht haben. Da ihm nun aber die Ärzte nicht direkt beikommen konnten, und die zahlreichen Ausfälle gegen die Homöopathie wirkungslos geblieben waren, so scheute man sich nicht, zu den schmutzigsten Waffen zu greifen, um den verhaßten Gegner aus Leipzig zu verdrängen. Man hetzte die Apotheker gegen ihn auf, die dann am 16. Dezember 1819 eine Eingabe an die medizinalpolizeiliche Behörde einreichten, in der sie sich darüber beschwerten, daß Hahnemann seine Arzneimittel selbst zubereite und an Kranke abgebe, wodurch ihr Privilegium beeinträchtigt und sie schwer geschädigt werden. Sie behielten sich außerdem noch vor, der Medizinalbehörde eine Anzahl junger Mediziner (meist Studierende) namhaft zu machen, die ihre Arzneien gleichfalls selbst an ihre Kranken abgeben.

Am 20. Februar 1820 erschien Hahnemann vor Gericht. Er verteidigte sich aufs geistreichste und übergab der Medizinalbehörde außerdem noch eine Abhandlung mit der Überschrift: „Vorstellung an eine hohe Behörde!“ Es war eine an den gesunden Menschenverstand appellierende Auseinandersetzung, in der die Klage der Leipziger Apotheker von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtet und als völlig grundlos und unzutreffend dargestellt wurde. Seine Heilart, so führt Hahnemann in seiner Eingabe aus, habe nichts mit der gewöhnlichen Arzneikunst gemein; das alte Heilsystem bediene sich zusammengesetzter Arzneigemische in ansehnlichen Gewichten. Die Zusammensetzung dieser in der Regel aus mehreren Arzneien bestehenden Rezepte erfordere künstliche oft mühsame Verfertigung und Zeitaufwand; beides könne ein gewöhnlicher Arzt nicht aufwenden, da er mit Krankenbesuchen beschäftigt sei und in der Regel auch die Geschicklichkeit dazu nicht besitze. Aus eben diesen Gründen weise das Gesetz auf diese den privilegierten Apothekern ausschließlich zukommende Dispensation und Verfertigung zusammengesetzter Arzneien hin. Das einzige Recht des Apothekers sei die nach Rezepten zu besorgende Herstellung zusammengesetzter Arzneigemische. Die der gewöhnlichen bisherigen Arzneikunst aber ganz entgegengesetzte neue Heilart, Homöopathie genannt, habe keine Rezepte, sondern wende nur in jedem Krankheitsfalle ein einziges, einfaches Mittel

an, bei dessen Selbstabgabe durch den Arzt das Recht des Apothekers nicht im geringsten geschmälert werde. Und schließlich läßt er noch den Wunsch laut werden, das Gericht möge die Leipziger Apotheker auf die Schranken ihres Privilegiums aufmerksam machen und die Kläger mit ihrer ungerechtfertigten Beschwerde abweisen.

Aber trotz der scharfsinnigen mündlichen und schriftlichen Verteidigung wurde Hahnemann bereits am 15. März 1820 in seiner Wohnung eröffnet, daß er sich des Abgebens und der Dispensation aller und jeder Arzneimittel an jedermann, wer es auch sei, bei 20 Talern Strafe zu enthalten habe und zu schärferen Maßregeln keinen Anlaß geben solle.

Hahnemann legte nun gegen dieses seine praktische Tätigkeit vollständig lahmlegende Urteil Berufung ein; ob aber das Resultat einer weiteren Gerichtsverhandlung ein für ihn günstigeres sein werde, mußte ihm nach all den bitteren Erfahrungen und vielseitigen Verfolgungen, denen er bisher ausgesetzt war, mindestens als sehr fragwürdig erscheinen. So blieb denn wieder einmal für den alten Mann kein anderer Ausweg offen, als sich mit seiner Familie nach einem anderen Wohnorte umzusehen.

Als er eben zum Schutze vor seinen Verfolgern einen neuen Zufluchtsort suchte, da geschah ein Ereignis, das seine Widersacher für einige Zeit zum Schweigen brachte. Einer der Helden des deutschen Befreiungskrieges, der österreichische Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg war außer einigen anderen chronischen Beschwerden von einem Gehirnschlag befallen worden, infolgedessen seine ganze rechte Körperhälfte gelähmt war. Vergebens hatte er die berühmtesten Ärzte dagegen zu Rate gezogen, nur die Homöopathie war noch unversucht geblieben. Der Kranke faßte nun den Entschluß, sich nach Leipzig zu begeben, um sich der Behandlung des Begründers der neuen Heilmethode anzuvertrauen. Eine Folge dieser für Hahnemann so ehrenvollen Begebenheit war, daß zunächst der Fortgang des Apothekerprozesses gegen ihn suspendiert wurde. Wäre der Feldmarschall geheilt worden, so wäre der Sieg der Homöopathie in ganz Deutschland augenblicklich entschieden gewesen. Aber jede Kunst hat ihre Grenzen.

Hahnemann übernahm den Fürsten nur als einen, dem Tode schon verfallenen Mann, den er versuchsweise noch homöopathisch behandeln sollte. Zur allgemeinen Verwunderung besserte sich das Befinden des Patienten von Woche zu Woche, und man sah ihn nach einigen Monaten schon wieder bisweilen spazieren fahren; doch die Lebenskraft war zu tief gesunken, und die innere Zerstörung edler Organe zu weit vorgeschritten, als daß jener gebesserte Zustand hätte von Dauer sein können. Die alten Leiden kehrten wieder mit Heftigkeit zurück, und der Feldmarschall starb in der nämlichen Stadt, in welcher er 1813 im nämlichen Monat als Sieger eingezogen war. Obgleich die Sektion es hinlänglich bewies, daß keines Arztes Kunst diesen Kranken zu heilen oder nur länger zu erhalten vermocht hätte, so war dieser Todesfall dennoch für Hahnemann von sehr nachteiliger Folge. Der suspendierte Prozeß wurde nun augenblicklich wieder in Gang gesetzt und die Entscheidung fiel abermals dahin aus, daß der Reformator sich des eigenmächtigen Ausgebens seiner Arzneien bei Vermeidung der gesetzlichen Strafen zu enthalten habe. (Nach der Schilderung eines Schülers Hahnemanns, Baron von Brunnow.)

Unter fürstlichem Schutze.

Wie sehr Hahnemann der Aufenthalt in Leipzig durch die beständigen Verfolgungen entleidet war, und mit welcher Sehnsucht er sich einen ruhigeren Platz zu seiner Niederlassung herbeiwünschte, geht aus dem folgenden Briefe hervor, den er an einen ihm befreundeten Arzt, Dr. Billig, richtete:

„Leipzig, den 5. Februar 1821.

Sehr ehrwürdiger Obr., verehrtester Freund!

Sie werden in den öffentlichen Äußerungen der sächsischen Ärzte



Ferdinand, Herzog zu Anhalt-Cöthen.

über mich (ich weiß gewiß mit Bedauern) wahrgenommen haben, wie sehr von diesem Lande aus meine Heilart samt ihrem Urheber verfolgt wird.

Jetzt ist es mit dieser Verfolgung auf den höchsten Grad gestiegen und ich müßte der wohlthätigen Kunst und meinem eigenen Leben gram sein, wenn ich mich länger hier verweilen und nicht Schutz im Auslande suchen wollte.

Zwar sind mir von Preußen entgegenkommende Schritte dieser Art gethan worden, aber ich würde es dennoch vorziehen, im Altenburgischen Lande die schützende Aufnahme zu finden, die ich (als 66jähriger Greis) für meine noch übrigen, wenigen Lebenstage bedarf. In einem so mild regierten Lande, wie das Altenburgische ist, wo ich überdem noch echte Maurer antreffe, glaube ich am besten aufgehoben zu sein, zumal da ich

schon vor 24 Jahren bei dem alten, lieben Herzog Ernst in Gotha und Georgenthal als Arzt so viel Auszeichnung genoß.

Nach der Stadt Altenburg selbst geht mein Verlangen deshalb nicht, um Ihnen, theuerster Freund, und Ihren Kollegen auf keine Weise durch meine Gegenwart in den Weg zu treten.

Ich wünschte bloß in einem Landstädtchen oder Marktflecken mich niederlassen zu können, wo eine Post meine Verbindung mit ferneren Gegenden erleichtert, und wo ich durch keine Anmaßungen eines Apothekers belästigt würde, da, wie Ihnen bekannt ist, die reine Ausübung dieser Kunst nur so kleine Werkzeuge, so kleine Gaben Arznei anwenden kann, daß kein Apotheker dabei seine Rechnung findet, und nach dem wie er sein Geschäft gelernt hat und zu treiben bis dahin gewohnt war, nicht umhin kann, die Sache lächerlich zu finden und so auch dem Publikum und den Kranken lächerlich zu machen, so daß es aus diesen und anderen Gründen unmöglich wird, zur Ausübung der Homöopathie am Apotheker einen Gehilfen zu finden.

Um eine solche Aufnahme in Ihrem Lande und unter Ihrem liebevollen Schutze bitte ich Sie, verehrtester Freund, hiermit angelegentlichst, sowie ich auch alles, was in meinen Kräften steht, anwenden werde, um Ihnen meine Dankbarkeit und Hochschätzung thätig zu beweisen. Dem Herrn Hofrath Dr. Pierer, unserem würdigen Obr., bitte ich mich gütigst zu empfehlen.

Wollten Sie die Güte haben, deshalb auch mit dem Herrn Regierungspräsidenten von Trütschler zu sprechen, an den ich mich ebenfalls gewendet habe, so würden Sie mich sehr verbinden.

Nehmen Sie indeß meinen dreifachen Kuß von meiner Hochachtung und Liebe an, als von Ihrem treuen Freund und Obr.

Dr. S. Hahnemann."

Die Buchstaben Obr., die sich in diesem und anderen Briefen Hahnemanns vorfinden, sind eine Abkürzung von „Ordensbruder". Aus der Anrede wie überhaupt aus der ganzen Schreibweise des Briefes geht hervor, daß Hahnemann selbst ein Mitglied des Freimaurerordens war.

Ehe noch eine Antwort auf dieses Schreiben eingelaufen war, wurde ihm, ganz unerwartet, vom Herzog Ferdinand von Anhalt-Cöthen die Stelle als Leibarzt angeboten, mit der gleichzeitigen Zusicherung, daß er innerhalb des Herzogtumes Anhalt-Cöthen seine Heilmethode ausüben dürfe, wie er es bisher in Leipzig gewöhnt gewesen sei, und daß ihm auch das Selbstabgeben seiner Mittel gestattet werde. Hahnemann nahm dieses ehrenvolle und vorteilhafte Anerbieten an und siedelte sofort nach Cöthen über.

Nach einer Erzählung Dr. Schwenks war es der herzogliche Kammerherr von Sternegk gewesen, der die Aufmerksamkeit des Herzogs auf Hahnemann gelenkt hatte. Herr von Sternegk, der selbst schwer leidend war, hatte sich, nachdem er längere Zeit von allopathischen Ärzten erfolglos behandelt worden war, an Hahnemann gewandt, durch den er wieder vollständig hergestellt wurde. Über die Übersiedelung Hahnemanns nach Cöthen schreibt einer seiner Zeitgenossen im Jahre 1821:*)

*) Albrecht, „Hahnemanns Leben und Wirken", Seite 55.



„Der Erfinder des homöopathischen Systems, Dr. Samuel Hahnemann verläßt in diesen Tagen die Stadt Leipzig, und wird sich als ausübender Arzt in Cöthen etablieren. Seine Durchlaucht, der Herzog von Anhalt-Cöthen haben ihm hierzu nicht nur die Erlaubnis zu erteilen, sondern auch zu gestatten geruht, daß er die zu seinen Kuren erforderlichen Arzneien mit eigener Hand zubereiten und ohne Intervention der Apotheker seinen Patienten reichen dürfe. Die Medizinalbehörde des Herzogtums Cöthen gibt hierdurch ein preiswürdiges Beispiel hoher Unparteilichkeit und wahrer Berücksichtigung der Fortschritte der Wissenschaft. Sie hat sich nicht für berechtigt gehalten, dem vieljährigen treuen Forscher eine Zuflucht, einem der berühmtesten Chemiker und Lehrer der Pharmacie das Recht der eigenen Dispensation der Arzneimittel streitig zu machen. Dem Dr. Hahnemann, aus dessen Apothekerlexikon sich 20 Jahre hindurch die Apotheker Deutschlands in zweifelhaften Fällen Rats erholten, konnte es wohl nicht verweigert werden, weil das Hahnemann'sche Heilverfahren unter den dermaligen Verhältnissen nicht ohne eigene Dispensation der Medikamente von Seiten des Arztes anzuwenden ist. Eine große Anzahl von Patienten, deren Kuren durch die gegen Dr. Hahnemann in Leipzig eingetretene Verfolgung seit einigen Monaten unterbrochen worden war, werden nunmehr ihrer Neigung und Überzeugung ungestört folgen können, und unser freisinniges Jahrhundert ist von dem Vorwurfe geschützt, eine der merkwürdigsten Entdeckungen zum Heile der Menschheit unterdrückt, und eine der trostreichsten Aussichten für das leidende Menschengeschlecht absichtlich verschlossen zu haben."

Nach den zahlreichen Prozessen und Gerichtsverhandlungen, die ihm seinen Aufenthalt in Leipzig so sehr verbittert hatten, fühlte sich Hahnemann in Cöthen wie neu geboren. Endlich war er frei von Verfolgungen und konnte sich in Ruhe seiner praktischen und literarischen Tätigkeit hingeben.

Wenige Jahre nach seiner Niederlassung in Cöthen bot sich für Hahnemann, wie aus folgendem Briefe hervorgeht, Gelegenheit, seinem hohen Beschützer und Gönner, der ihn bereits im Mai 1822 zum Hofrat ernannt hatte, seinen Dank in geeigneter Weise zum Ausdruck zu bringen:*)

„Unser allverehrter Herzog, welcher von einer gefährlichen Nervenkrankheit befallen worden war, ist durch die Bemühungen des durch seine Heilmethode berühmten Hofrat Dr. Hahnemann, jetzt außer aller Gefahr. Als der Erfinder der homöopathischen Heilart Schutz und freundliche Aufnahme in dem Lande eines Fürsten fand, wo jedes Bestreben nach Vervollkommnung menschlichen Wissens Unterstützung findet, hatte er nicht geahnt, daß er durch seine Kunst seinem erhabenen Beschützer das Leben retten werde. Ebensowenig hatte unser teurer Herzog, der nur die gute und bedrängte Sache des großen Arztes für eine unparteiische Zukunft in Sicherheit zu bringen wünschte, dabei an sich gedacht. Im schönsten Einklang steht nun gegenseitige zartgefühlte Erkenntlichkeit."

Herzog Ferdinand und seine Gemahlin Julie standen mit ihrem Arzte stets auf freundschaftlichem Fuße. Diese guten Beziehungen zwischen Hahnemann und dem fürstlichen Hause wurden während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Cöthen nicht getrübt.

---

*) Albrecht, „Dr. Samuel Hahnemanns Leben und Wirken" Seite 56. Der Brief ist vom 9. März 1824 datiert.



Neue literarische Erzeugnisse.

Hahnemann führte in Cöthen ein ruhiges, größtenteils dem Studium, der Schriftstellerei und der Beratung Kranker gewidmetes Leben. Endlich war er erlöst von der fortgesetzten Aufregung, die ihm die mannigfachen Verfolgungen seiner Gegner verursacht hatten; nichts verbitterte sein Gemüt, er durfte sich nunmehr unter dem Schutze des großherzigen Fürsten vollkommener Ruhe und uneingeschränkter Freiheit erfreuen. Jahre hindurch lebte er ganz zurückgezogen, nur selten ging er aus dem Hause, und gewöhnlich nur dann, wenn der Herzog seines Rates bedurfte. Alle übrigen Kranken mußten zu ihm kommen. Die Zeit seines Aufenthaltes in Cöthen war reich an literarischer und ärztlich-praktischer Tätigkeit. Der Name Hahnemann war bereits weit über die Grenzen Sachsens und Anhalts hinaus bekannt geworden, und trotz der damals noch schlechten Verkehrsmittel kamen Kranke aus allen Himmelsrichtungen und aus weiter Ferne herbeigeströmt, um sich von ihm behandeln zu lassen. Dies geht wohl am besten aus dem folgenden Originalbriefe an einen ihm befreundeten Arzt hervor:

Dasselbe, was Sie, lieber Freund [illegible] klagen, daß Sie mit Kranken überladen werden, muß ich mit einer gleichen Klage erwidern. Auch ich kann dem Andrang der täglich sich häufenden Kranken nicht ausweichen und würde bald unterliegen müssen, wenn ich nicht einen (obschon nicht völlig reifen) Homöopathiker zum Hülfsarzt bekäme, der aber zum Heilen noch sehr meiner Unterstützung bedarf. Ich freue mich indeß [illegible] der Auszeichnung, deren Sie genießen, so wie der Fortsetzung Ihrer Liebe zu mir. Wollten Sie etwas Zeit gewinnen, um Ihre Erfahrungen, Heilungen etwas beschreiben zu können, so würde ich diesen Aufsatz zu Ihrer Ehre im allgemeinen Anzeiger der Deutschen in Gotha der Welt mittheilen. Ich bitte darum, wenn Ihnen möglich ist, so wie um die Fortdauer Ihrer Freundschaft für Ihren ergebensten

Sam Hahnemann.

Cöthen d. 3 Aug. 1832.

Aber trotz dieses großen Zulaufes von Kranken fand er noch Zeit zu schriftstellerischer Tätigkeit. Außer einer dritten, vierten und fünften verbesserten Auflage seines „Organons“ und einer zweiten und dritten erweiterten Auf-

lage seiner „Reinen Arzneimittellehre" verfaßte er in Cöthen ein vierbändiges Werk über „Die chronischen Krankheiten", von dem die ersten drei Bände im Jahre 1828, der vierte 1830 erschienen. In diesem umfangreichen Werke entwickelt er seine Ansichten bezüglich der Ursachen und Behandlung langwieriger Krankheiten, denen er während der letzten 12 Jahre seine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte. In der Vorrede zum ersten Bande sagt er:

„Wüßte ich nicht, zu welcher Absicht ich hier auf Erden bin — selbst möglichst gut zu werden und umher besser zu machen, was nur in meinen Kräften stand — ich müßte mich für sehr weltunklug halten, eine Kunst vor meinem Tode zum gemeinen Besten hinzugeben, in deren Besitz ich allein war, und welche daher bei ihrer Verheimlichung mir fort und fort möglichst einträglich zu machen bei mir stand."

Der Kernpunkt seiner Lehre von den chronischen Krankheiten ist der, daß vielen derselben ein gewisses tiefliegendes Urübel zu Grunde liege. Gegen diesen, im Körper verborgen liegenden schlummernden Krankheitsstoff, der die Heilung solcher Übel verhindere oder sie doch bald wieder zum Ausbruch kommen lasse, empfiehlt er eine Reihe besonders lang- und tiefwirkender (antipsorischer) Arzneimittel, ohne deren Anwendung eine wirkliche Heilung nicht zustande kommen könne. Nach seiner Ansicht gibt es drei verschiedene Ursachen, die eine chronische Krankheit erzeugen können, und die weder durch die Naturheilkraft, noch durch strenge Diät, noch durch geregelte Lebensweise, noch durch die gewöhnlich in Betracht kommenden Arzneimittel beseitigt werden können. Er gab ihnen die Namen Psora, Syphilis und Sykosis. Eine oder auch mehrere dieser Ursachen können einer langwierigen Krankheit zu Grunde liegen, jede einzelne hat aber eine Gruppe von Erscheinungen, die ihr besonders eigen sind.

Man hat Hahnemanns Auffassung von den chronischen Krankheiten schon häufig lächerlich zu machen gesucht mit der Behauptung, er habe die gewöhnliche Krätze für die Ursache der meisten langwierigen Krankheiten gehalten. Dem vorurteilsfreien Leser der „chronischen Krankheiten" kann es aber kaum entgehen, daß Hahnemann unter der Bezeichnung „Psora oder Krätze" nicht die durch Milben hervorgerufene bekannte Hautkrankheit verstand. Man braucht nur die im ersten Bande angeführten Beispiele zu lesen und man wird sofort zur Überzeugung gelangen, daß er unter diesem Namen die Unterdrückung einer ganzen Reihe verschiedener Hautausschläge zusammenfaßte. So sagte er selbst an einer Stelle dieses Werkes: „Ich nenne es Psora, um einen allgemeinen Namen dafür zu haben". Daß übrigens eine gewaltsame Unterdrückung mancher Hautübel nicht selten zu chronischen Siechtümern führt, wird auch heute noch von vielen Ärzten für richtig gehalten.

Eine zweite, aus 5 Bänden bestehende, Ausgabe der chronischen Krankheiten erschien in den Jahren 1835—1839. Bald darauf wurde das Werk ins Französische, Englische, Spanische und Italienische übersetzt. Dasselbe war Hahnemanns letzte größere literarische Arbeit.

Fast unbegreiflich erscheint es uns, wie Hahnemann eine solche Menge von Stoff bewältigen und eine so große Anzahl von Büchern übersetzen und verfassen konnte. Hahnemann war tatsächlich ein Schriftsteller, dessen Fleiß

und Wissensreichtum uns förmlich in Erstaunen setzt. Abgesehen von den zahlreichen Beiträgen, die er in Fachjournalen und Tageszeitungen veröffentlichte, war er der Verfasser von nicht weniger als 20 Originalwerken und der Übersetzer von etwa 25 teils französischen, teils englischen, teils italienischen Büchern. Wahrlich, ein einziger Blick auf die Riesenarbeit, die Hahnemann als Schriftsteller vollbrachte, sollte genügen, um die spottenden Gegner zum Schweigen zu bringen!

Das fünfzigjährige Doktorjubiläum.

Am 10. August 1829 waren 50 Jahre verflossen, seit sich Hahnemann an der Universität Erlangen seinen Doktorhut geholt hatte. Seit einem halben Jahrhundert hatte er sein Leben und seine reichen Talente in den Dienst der Wissenschaft und der leidenden Menschheit gestellt. Seine zahlreichen Anhänger beschlossen schon lange zuvor, diesen Ehrentag des greisen Reformators in würdiger Weise zu feiern. Monatelang vorher wurden Vorbereitungen zur Feier getroffen, man sammelte Beiträge, forderte auch die Anhänger der Homöopathie im Auslande auf, ihr Scherflein beizusteuern, kurz, man scheute keine Mühe, das Fest würdig und erhebend zu gestalten.

Die ganze Stadt Cöthen prangte am 10. August dieses denkwürdigen Jahres im Festgewande. Frühere Schüler, Freunde und Verehrer des Jubilars kamen von überallher zusammen, um ihren alten Meister zu ehren und zum Gelingen des Festes das ihrige beizutragen. Der Herzog und die Herzogin beglückwünschten ihn persönlich und überreichten ihm wertvolle Geschenke.

Hahnemann selbst war es vergönnt, dieses Fest in ungeschwächter Kraft des Geistes und Körpers zu begehen. Früh morgens um 6 Uhr wurde dem Jubelgreis eine Morgenmusik dargebracht. Um 9 Uhr versammelten sich seine Freunde und Verehrer in einem besonders dazu eingerichteten Zimmer im Hahnemannschen Wohnhause. Auf einem altarähnlichen, von Eichenlaubguirlanden umgebenen Tische stand eine vorzüglich gelungene Büste Hahnemanns, daneben im goldenen Rahmen ein wohlgetroffenes, von dem berühmten Kunstmaler Schoppe in Öl gemaltes Bildnis, die beide auf Veranlassung seiner Freunde zu diesem Ehrentage hergestellt worden waren. Nachdem sich die zahlreich Versammelten, denen sich auch die Familienangehörigen des Gefeierten anschlossen, gruppiert hatten, trat der Jubelgreis an der Hand seines treuen, langjährigen Freundes Stapf in den Kreis, worauf Regierungsrat Freiherr von Gersdorf in einer kurzen Anrede Gruß und Glückwunsch zum festlichen Tage in aller Namen darbrachte und die Büste mit einem Lorbeerkranze schmückte. Dr. Rummel überreichte hierauf ein Prachtexemplar des Festprogramms, sowie das von der medizinischen Fakultät in Erlangen eingetroffene Gratulationsdiplom. Nachdem Dr. Stapf eine goldene und silberne Medaille, sowie ein Prachtexemplar der von ihm zusammengestellten kleinen medizinischen Schriften Hahnemanns überreicht hatte, übergab Hofrat Dr. Mühlenbein dem Jubilar eine Geldsumme, die man unter den Anhängern Hahnemanns gesammelt hatte und die als Fonds zur einstigen Errichtung eines Instituts für Homöopathie bestimmt war.

In tiefbewegten Worten gab der Jubelgreis seinem Danke und seiner Freude Ausdruck. Nachdem die Festteilnehmer noch einige Stunden im Garten des Gefeierten verweilt hatten, versammelten sie sich gegen 1 Uhr mittags im Saale des Hotels zu einem gemeinschaftlichen Festmahle. Dort wurde der Beschluß gefaßt, noch weitere Gelder zu sammeln, bis man in der Lage sei, an einem noch später zu bestimmenden Orte ein homöopathisches Krankenhaus zu errichten. An diese Festversammlung schloß sich auch die Gründung eines homöopathischen Vereines, der noch heute unter dem Namen: „Homöopathischer Zentralverein Deutschlands" besteht und alljährlich am 10. August seine Zusammenkunft abhält.

Abends 6 Uhr verfügten sich sämtliche Festteilnehmer auf erhaltene Einladung zu Hahnemann, um bei frohem Mahle und anregender Unterhaltung noch einige Stunden in seiner Nähe zu verweilen. Die große Freude, die das Fest ihm bereitete, ergibt sich aus folgendem Briefe an Dr. Stapf:

„Lieber Herr College!

Ich kann doch viel Freude und Leid vertragen, aber fast hielt ich die Überraschung von so vielen und starken Beweisen der Güte und Liebe meiner Schüler und Freunde nicht aus, womit ich am 10. August überschüttet ward. Jetzt, da ich allmählich wieder zur Besinnung komme, und einzeln durchgehe und erwäge, was mir mit so vieler Herzensgüte verehrt ward, erstaune ich immer mehr über die vielen Geschenke in großem Stile, mit Geschmack und Eleganz veranstaltet und im besten Sinne und anhaltender Mühe ausgeführt. Verdient habe ichs nicht; es sind Geschenke der Großmut, der Zärtlichkeit und überschwenglichen Dankbarkeit, deren Wert ich zu schätzen weiß; die Urheber dieser mir bescheerten Freuden mögen leben und gedeihen! . . . . .

Da ich einmal heute ein Paket schicke, so mag auch das Stück hiesiger Zeitung, worin unserer Feier gedacht ist, dabeiliegen; ich weiß nicht, wo der Herausgeber das alles her hat, von mir hat er keine Sylbe erhalten."

Frau Hofrat Hahnemann.

Kaum ein halbes Jahr nach dem festlichen Ereignis wurde Hahnemann in tiefe Trauer versetzt. Am 31. März 1830 starb die treue Gefährtin seines Lebens, mit der er 48 Jahre lang all sein Glück, aber auch alle bittere Not und Entbehrungen geteilt hatte. Sie war beinahe 67 Jahre alt geworden.

Zuverlässige Einzelheiten über ihre letzte Krankheit enthält der folgende Brief Hahnemanns an Dr. Stapf:

„Lieber Freund und College!

Recht herzlichen Dank für Ihre wohlgemeinten Wünsche zum Antritt meines 76sten Lebensjahres und Segenswünsche in Menge für Ihre und der geschätzten Ihrigen Wohlergehen zu dem, von welchem alles Gute unsichtbarer Weise uns zuströmt, so daß uns in den vom geschäftsvollen Leben uns übrigen Augenblicken kein anderer Gedanke an ihn, den Segen ausströmenden Geist, erfüllen kann, als ihm unab-

lässig zu danken, mit uns'rem Herzen und mit all' unserem seiner würdigen Beginnen zu danken, ob wir gleich in aller Ewigkeit seine Güte ihm nicht verdanken können.

Ihr angenehmer Brief traf mich in der sonderbarsten Lage von der Welt an.

Meine gute, seit mehreren Jahren sehr kränkelnde Gattin, die schon vor 3 Jahren ein sich durch die Lunge öffnendes Leber-Geschwür mit genauer Noth überstanden hatte, und immer abgeneigt vor aller Arznei blieb, sich auf ihre ungeheuere Lebenskraft verlassend, erkrankte Anfangs März, nach einer Erkältung mit Verdruß, wie es schien, an einem ungeheuren Katarrh und Husten mit großen Schmerzen hie und da — Husten mit schwierigem Auswurfe, nahm bei einem deutlicher remittirenden Fieber zu, und sie fing an, Eiter auszuhusten, der anfangs blutig, nachgehends mit einer Galle vermischt war, dann übelriechend, zuletzt unerträglich stinkend, wie ein in kalten Brand übergehendes Geschwür, wobei sie nach großem Leiden, Fieber und Schmerzen in unser aller Armen, zuletzt sehr sanft, den 31sten März nach Mitternacht zum Uebergange zur Ewigkeit einschlief, mit der heitersten Miene von der Welt. Ihr war diese Erlösung zu gönnen.

Mehrere Tage vor ihrem Absterben war ich über Rummels Brief erkrankt und zwar sehr heftig und schwer, so daß ich niemand sprechen und keine Zeile lesen oder schreiben konnte; mit Mühe schlich ich des Tages ein Paar Mal von meinem Lager zu der todtkranken Mutter nüber (weil sie mich vermißt hatte), ohne ihr etwas von mir merken zu lassen. Staph. und Arsenik, abwechselnd mehrmals genommen retteten mich, so daß ich in der Erholung war, als sie verblich.

Die Störung meiner durch das (hier nothwendige) ansehnliche Begräbniß, die Herbeiholung meiner zwei entfernten Töchter, die Teilung der mütterlichen (ansehnlichen) Verlassenschaft, dazwischen ein nochmaliger Rückfall in jene Art Nervenfieber, was mir wieder auf 3, 4 Tage die Kräfte raubte, und dann die Anhäufung von indeß unbeantworteten Krankenbriefen, Bestürmung täglich von hiesigen Kranken usw. sehen Sie! in dieser Lage, doch, Gott sei Dank wieder hergestellt, erhielt ich Ihren lieben Brief, nebst mehreren anderen Glückwünschungs-Briefen. War es ein Wunder, daß ich Ihnen nicht eher, als heute, antworten konnte? — Sie werden indeß Ihre gute Marie Eylert erhalten haben, freilich nicht bei der besten Witterung. Wenn Sie nur bald wieder schreiben und mir Ihr jetziges Befinden mitteilen, so werde ich sehen, ob ich Ihnen freundschaftlich ärztlich rathen kann.

Will aber Uxkull zu mir reisen, so bitte ich, daß Sie mitkommen, Sie werden mich vielleicht noch mit einer Hülle Gott ergebener Philosophie wie sonst antreffen.

Ihr treuer Freund

Samuel Hahnemann.

Cöthen den 24ten April 1830.

Die besten Empfehle von mir und den Meinigen an Ihr werthes Haus!"

Noch am selben Morgen, an dem Frau Dr. Hahnemann starb, bekundete Herzogin Julie ihrem Leibarzt in tiefempfundenen Worten ihr Beileid.

Johanna Henriette Leopoldine, die Ehefrau des Hofrat Dr. Samuel Hahnemann, wurde am 7. Juni 1762 als die Tochter des Apothekers Küchler in Dessau geboren. Am 1. Dezember 1782 fand ebendaselbst die Hochzeit statt. Das Trauregister der St. Johanniskirche in



Frau Hofrat Hahnemann, geb. Küchler.

Dessau dokumentiert, daß „am ersten Dezember 1782 Herr Samuel Hahnemann, Dr. med. Kurfürstlich Sächsischer Amtsphysikus in Gommern, 28 Jahre alt, Herrn Christian Gottfried Hahnemanns, Kunstmaler in der Porzellanfabrik zu Meissen, und Frau Johanna Christiane, ältester Sohn, mit Jungfer Johanne Henriette Leopoldine Küchler, 19 Jahre alt, weiland Herrn Gottfried Heinrich Küchler, gewesenem Apotheker hier, und Martha Sophie, nachgelassener einziger ehelicher Tochter, in der St. Johanniskirche getraut worden.“ — Daß Hahnemanns Liebe zu seiner Frau eine echte und wahre gewesen ist, geht zur Genüge aus Briefen hervor, die er während der Brautzeit an sie schrieb, und die uns bis heute erhalten geblieben sind. Sonderbarerweise nennt Hahnemann seine Braut in allen

diesen Briefen „Elise", ein Name, der ihm besonders sympathisch gewesen zu sein scheint.

Man hat schon öfters behauptet, Frau Hahnemann habe das Regiment im Hause geführt und sei eine sehr herrschsüchtige Person gewesen, weshalb sie von allen, die im Hahnemannschen Hause verkehrten, und auch von ihrem Manne selbst wohl respektiert worden sei. Dr. Hartmann, der so viele Jahre bei Hahnemann aus- und eingegangen ist, und der daher mit dem Familienleben Hahnemanns sicherlich aufs engste vertraut gewesen sein muß, erzählt uns darüber: „Mit dem Schlage zwölf und dem Schlage vier wurde kein Kranker mehr angenommen, denn mit der Minute wurde Hahnemann zu Tisch gerufen, und dann hielt ihn nicht leicht noch etwas anderes auf; war er im Eifer des Gespräches, wie ich es einigemal mit ihm erlebte, uneingedenk der Mahnung gewesen, und hatte er auch der zweiten Aufforderung nicht gleich Folge geleistet, so kam die dritte um so schneller, und dann bemerkte er lächelnd: ‚Diesesmal bekomme ich ein finsteres Gesicht.' Aus dieser und ähnlichen Äußerungen, die ich aus seinem eigenen Munde gehört, läßt sich entnehmen, wie sehr der große Mann in seinem eigenen Hause bevormundet wurde; doch ertrug er dies gern und glaubte, dem weiblichen Teile diesen Tribut zollen zu müssen, da dieser mit der größten Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit über alle seine Eigenheiten wachte, selbige zu befriedigen suchte, es ihm an nichts fehlen ließ und außerdem, was er sehr hoch anschlug, einzig und allein die Erziehung seiner Kinder leitete, um die er sich bei seinen vielen Arbeiten nicht kümmern konnte."

Baron von Brunnow, ein mit Hahnemann eng befreundeter Herr, der fast täglich in der Hahnemannschen Familie in Leipzig verkehrte, schildert Frau Hahnemanns Gemütsanlagen in folgenden nicht gerade schmeichelhaften Worten: „So streng Hahnemann auf kindlichen Gehorsam hielt, so wenig hatte er das Regiment als Ehemann in den Händen. Seine große, wohlbeleibte Gattin, die ihm, wie einst Agnes Frei dem edlen Maler Albrecht Dürer, manche bittere Stunde machte, übte den nachteiligsten Einfluß auf ihn aus. Sie war es, die ihn vornehmlich von der Welt abschloß und gegen seine ärztlichen Kollegen aufhetzte. Sie war es, die ihn oft selbst mit seinen treuesten Schülern in Zwiespalt setzte, sobald diese der Frau Doktorin nicht mit dem tiefsten Respekt begegneten. Demungeachtet pflegte Hahnemann diese keifende Xantippe, die ihre Freude daran fand, wenn sie plötzlich ein rechtes Donnerwetter im Hause erregen konnte, ‚die edle Gefährtin seines Künstlerlebens' zu nennen."

Um die Liste der gegen Frau Hahnemann erhobenen Anklagen vollends auszufüllen, müssen wir einer französischen Biographie unseres Meisters gedenken, die kurz nach seinem Tode in Paris veröffentlicht wurde. Die erste Frau Hahnemanns wird darin als eine unverständige, widerwärtige und herrschsüchtige Person hingestellt, die während der verfolgungsreichen Jahre durch ihre beständigen Vorwürfe dem Unglück vollends die Krone aufgesetzt habe. „Diese Mutter," sagt der französische Biograph, „die erbittert war über die Entbehrungen, die er der Familie auferlegte, und die die Gefühle, die ihren Gatten beseelten, nicht begriff, machte ihm bittere Vorwürfe, die Armut für das Wohlleben eingetauscht zu haben, und die Realitäten des Lebens leeren Träumen und Chimären aufzuopfern."

Ganz milde geurteilt, ist die in dieser französischen Biographie enthaltene Schilderung der ersten Frau Hahnemanns ein häßliches Zerrbild. Den Geist, in welchem übrigens dieses französische Machwerk verfaßt wurde, versteht man wohl am besten, wenn man später in derselben Biographie liest, daß die zweite Gattin Hahnemanns eine französische Dame war, „ausgezeichnet durch ihre geistigen Reize und Vorzüge und einen für ihr Geschlecht ungewöhnlichen Umfang des Wissens, die den letzten Lebensjahren des Greises ein ununterbrochenes Glück spendete."

Daß diese Anklagen des französischen Biographen gegen Hahnemanns erste Frau ungerechtfertigt oder doch mindestens sehr übertrieben sind, geht am besten aus den hinterlassenen Papieren Hahnemanns hervor. So sagt er z. B. in seiner Selbstbiographie über die Zeit seines Leipziger Aufenthaltes (1791): „Vier Töchter und ein Sohn machen nebst meiner Gattin die Würze meines Lebens." Und in jenen glücklichen Tagen, die er in dem friedlichen Cöthen frei von Sorgen und Verfolgungen verbringen durfte, drängte es ihn, wie Seminardirektor Albrecht uns berichtet, oft zu seiner Lebensgefährtin zu sagen: „Ja Mütterchen, das ist wahr, wie hätte ich ohne dich den vielfachen Verfolgungen, die über mich ergingen, nicht erliegen sollen? Wie hätte ich mit solchem Mute und mit solcher Kraft die Stürme des Lebens, welche uns durch die halbe Welt trieben, bestehen können, wenn du mir nicht so freundlich zur Seite gestanden hättest!"

Wenn nun Frau Hahnemann — wie das von Baron von Brunnow behauptet wird — von den Schülern ihres Mannes verlangte, daß sie ihr mit dem größten Respekt begegneten, so läßt sich darauf nur erwidern, daß sie als Gattin und Hausfrau ein volles Recht darauf hatte. War sie doch ihrem Manne, während der vielen prüfungs- und verfolgungsreichen Jahre in treuer Liebe und Anhänglichkeit durch dick und dünn gefolgt, und hatte Glück, Besitztum, Bequemlichkeit und Vergnügen gegen Sorgen, Armut und Entbehrungen eingetauscht, solange sich ihr Mann ausschließlich mit seinen Studien beschäftigte. Müßte man sich nicht darüber wundern, wenn ihre hausmütterlichen Pflichten keine Sorgen und keine bangen Gedanken für die Zukunft in ihr erweckt hätten? Was würde, so hat sie sich in jenen sorgenvollen Jahren gewiß manchmal gefragt, aus mir und meinen Kindern werden, wenn uns der Vater entrissen würde, noch ehe er die sich selbst gestellte Aufgabe gelöst und sein ersehntes Ziel erreicht hat? Frau Hahnemann befand sich wirklich in keiner beneidenswerten Lage, sondern hatte eine schwere, heldenmütige Aufgabe zu erfüllen. Die Erziehung der großen Kinderschar ruhte ganz auf ihr, da ihr Mann viel zu sehr beschäftigt war, als daß er diese Elternpflicht hätte mit ihr teilen können. Wir müssen, um uns in die Lage dieser Frau recht hineindenken zu können, uns jene prüfungsreichen Jahre ins Gedächtnis rufen, in denen unser Hahnemann samt seiner Familie oft dem bittersten Elend preisgegeben war. Wenn wir uns diesen Abschnitt aus Hahnemanns Leben vor Augen halten, wenn wir jene Entbehrungen und Sorgen überdenken, die seine Frau unter den oft geradezu verzweifelten Verhältnissen zu erdulden hatte, und dabei aus dem Munde ihres eigenen Mannes hören, wie standhaft sie während dieser Sturm- und Drangperiode zu ihm gehalten hat, so brechen alle gegen sie erhobenen Anklagen in sich selbst

zusammen, und wir gewinnen unwillkürlich die Überzeugung, daß sie das Muster einer echten deutschen Frau gewesen sein muß.

Seminardirektor Albrecht aus Cöthen, der Verfasser einer schon mehrfach erwähnten Hahnemannbiographie, ein langjähriger Hausfreund der Hahnemannschen Familie, schildert Frau Hahnemann als eine ausgezeichnete, tüchtige und sorgsame Hausfrau, an der ihr Mann und ihre Kinder mit zärtlicher Liebe hingen. Ihre Erziehung war jenen Zeiten entsprechend eine sehr gute; sie war musikalisch veranlagt und verfaßte Lieder, die sie dann auch selbst komponierte. Ihr Haushalt glich dem einer besseren Bürgerfamilie, war aber weit entfernt von allem unnötigen und hochtrabenden Luxus. Sie war eine Freundin der Armen, bei denen sie noch lange nach ihrem Tode in bester Erinnerung stand.

Die Choleraepidemie im Jahre 1831—32.

Um die Mitte des Jahres 1831 kam aus Rußland die Schreckensbotschaft, daß eine verheerende Choleraepidemie ausgebrochen sei. Trotz der — zu damaliger Zeit allerdings noch mangelhaften — sofortigen Vorbeugungsmaßregeln hatte die Cholera schon im Juli die Grenzen unseres Vaterlandes überschritten und forderte täglich zahlreiche Opfer. Die Aerzte standen der gefährlichen Krankheit geradezu machtlos gegenüber, denn die damals allgemein gebräuchliche Behandlung mit Aderlaß, Blutegeln, Schröpfköpfen und Senfteigen nebst zahlreichen allopathischen Arzneimitteln erwies sich als völlig wertlos dagegen.

Trotzdem Hahnemann in Cöthen selbst keine Gelegenheit hatte, Cholerakranke zu sehen und zu behandeln, war er sich auf Grund seines Ähnlichkeitsgesetzes doch bald darüber klar, daß Arzneien, wie Veratrum, Arsenicum, Jpecacuanha und Cuprum in erster Linie bei der Behandlung dieser gefährlichen Krankheit in Betracht kommen müßten. Aber schon am 10. September 1831 empfiehlt er in einer Broschüre, die eine Auflage von mehr als 30 000 Exemplaren erlebte, den innerlichen und äußerlichen Gebrauch des Kampfers gegen die Cholera. Allerdings müsse derselbe schon im ersten Stadium der Krankheit angewandt werden, da er sonst keine Hilfe mehr bringen könne. „In diesem ersten Krankheitszustande also muß man dem Kranken so oft als möglich, wenigstens alle 5 Minuten, einen Tropfen Kampferspiritus (von einem Lote Kampfer in 12 Lot Weingeist aufgelöst) auf einem Stückchen Zucker, oder mit einem Löffel voll Wasser eingeben. Kampferspiritus in die hohle Hand eingegossen, wird dem Kranken in die Haut der Arme, der Brust und der Beine eingerieben, auch kann man ihm ein Klystier aus einem halben Pfunde warmen Wassers, mit zwei guten Kaffeelöffeln voll Kampferspiritus gemischt, in den Mastdarm einspritzen und von Zeit zu Zeit Kampfer auf einem heißen Blech verdampfen lassen, damit, wenn schon der Mund durch Kinnbackenkrampf verschlossen ist, und er nichts mehr einnehmen könnte, er dennoch Kampferdunst genug zur Hilfe mit dem Atem einziehet."

Wie aus vorstehender Beschreibung der Kampferbehandlung von Cholerakranken hervorgeht, hat Hahnemann dieses Mittel in großen massiven Gaben anzuwenden empfohlen. Er wurde deshalb von verschiedenen Seiten

aus kritisiert. Darauf verfaßte er eine Rechtfertigung, in der er hervorhob, daß er den Kampfer einfach deshalb in so großen Gaben verordnen lasse, weil dieses Arzneimittel nicht homöopathisch, sondern antipathisch wirken solle. Bei der Cholera handle es sich großenteils um Krankheitsfälle, bei denen eine sofortige Wirkung erzielt werden müsse, und man könne nicht so lange warten, bis das homöopathische Arzneimittel Zeit finde, seine Wirkung zu entfalten.

Die Erfolge, die durch die Befolgung von Hahnemanns Ratschlägen bei der Cholera erzielt wurden, erregten großes Aufsehen und trugen mit zur Ausbreitung der Homöopathie bei. So hat — nur um einige Beispiele anzuführen — der Wiener Domprediger Dr. med. Veith von 125 Kranken die er an Cholera behandelte, nur 3 durch den Tod verloren. Er scheute sich deshalb nicht, in einer Predigt vor dem versammelten kaiserlichen Hofe die Vorzüge der von Hahnemann empfohlenen Heilmittel gegen Cholera ins beste Licht zu rücken. „Es ist kein unbedeutender Fingerzeig," so führte er aus, „wenn in demselben Himmelsstriche, der die Geburtsstätte der Cholera war, auch ihr mächtiges Heilmittel (der Kampfer) heimisch ist."

In Tischnowitz in Ungarn grassierte die Cholera ebenfalls in fürchterlichster Weise. Dr. Quin aus England ging ausschließlich zu dem Zwecke dorthin, die Cholerakranken nach Hahnemanns Vorschriften zu behandeln. Welche Erfolge er damit erzielte, zeigt uns am besten das nachfolgende Dankschreiben, das ihm der Oberbeamte Ernst Diehle später zu übersenden sich veranlaßt fühlte:

„Als Sie, Herr Doktor, hier ankamen, um die Cholerakrankheit zu beobachten, so hatte dieselbe in den das Schloß umgebenden Dörfern ihren höchsten Grad von Heftigkeit erlangt, sowohl in Beziehung auf die Menge der Kranken, als auf die Bösartigkeit, mit welcher die Epidemie sich zeigte, dergestalt, daß der Tod oft binnen wenig Stunden nach dem Ergriffensein folgte. Es traf sich, daß gerade damals die im Schlosse befindlichen Ärzte, Herr Dr. Gerstel und die beiden Chirurgen, Hanusch und Liesert, sämtlich krank darnieder lagen. Obschon Sie selbst bald nach Ihrer Ankunft einen Choleraanfall erfuhren, so haben Sie doch schon während ihrer Genesung mit dem menschenfreundlichsten Eifer die Behandlung der Cholerakranken übernommen, und zwar mit so gutem Erfolge, daß kein einziger davon gestorben ist.

Die Obrigkeiten fühlen sich verbunden, Ihnen ihren achtungsvollsten Dank für die Hilfe auszudrücken, welche Sie mit so vieler Menschlichkeit den Untertanen dieses Distrikts haben angedeihen lassen.

Tischnowitz, am 30. Nov. 1831." Ernst Diehle, Oberbeamter.

Aus allen Himmelsgegenden trafen Briefe und Mitteilungen in Cöthen ein, die die Wirksamkeit der von Hahnemann gegen die Cholera empfohlenen Mittel bestätigten.

Aus dem Jahre 1834.

Wir stehen nunmehr unmittelbar vor einem wichtigen Wendepunkt im Leben Hahnemanns. Werfen wir noch kurz einen Blick auf den Stand der Homöopathie im Jahre 1834 und die Tätigkeit des im 79. Lebensjahre stehenden greisen Gelehrten.

In Deutschland hatten sich bereits 88 Ärzte zur Homöopathie bekannt. Die homöopathische Heilanstalt Leipzigs, zu der 1829 die ersten Gelder gesammelt wurden, hatte schon im Anfang des Jahres 1833 ihre Pforten zur Aufnahme Kranker geöffnet. Dr. Stapf veröffentlichte den 14. Band seines Archivs für die homöopathische Heilkunst, während die Allgemeine homöopathische Zeitung unter der Redaktion von Dr. Groß, Dr. Hartmann und Dr. Rummel sich eines immer größeren Leserkreises erfreuen durfte. Nun wurde in Karlsruhe noch eine weitere homöopathische Zeitschrift, die Hygea gegründet, zu deren Hauptredakteur Dr. Grießelich berufen wurde. Auch in Amerika zählte die Homöopathie im Jahre 1834 bereits zahlreiche Anhänger, so daß man jetzt den längst gehegten Wunsch, eine eigene homöopathische Zeitschrift zu gründen, auch dort verwirklichen konnte. In Rußland hatte man einem Dr. Herrmann das Recht zur Ausübung der Homöopathie in allen Teilen des Landes eingeräumt, und in Neapel wurden im Militärhospital Versuche mit der Homöopathie angestellt, die äußerst günstige Resultate lieferten.

In aller Herren Länder wurden homöopathische Vereine ins Leben gerufen und Bücher über die Homöopathie geschrieben. Schon im Jahre 1833 wurde die 4. deutsche Auflage des Organon von Mr. Charles und H. Devrient ins Englische übersetzt und in Dublin veröffentlicht. In Ungarn war eine Übersetzung von Hahnemanns Organon bereits 1830 erschienen, und noch etwas früher hatte Bernardo Guaranta eine italienische Übersetzung desselben herausgegeben.

In Frankreich wurde die Homöopathie durch Dr. Des Guidi eingeführt, der im Jahre 1830 von Neapel nach Lyon zurückgekehrt war. Schon nach wenigen Jahren zählten eine Anzahl tüchtiger französischer Ärzte zu den Anhängern Hahnemanns, auch waren bereits verschiedene homöopathische Werke im Buchhandel erschienen. Im Jahre 1834 vollzog sich in Paris die Gründung einer homöopathischen Gesellschaft, und Dr. Leon Simon und Dr. Curie begannen noch im selben Jahre mit der Herausgabe des »Journal de la Medicine Homoeopathique«. Die gallicanische Gesellschaft für Homöopathie, ein homöopathischer Zentralverein für Frankreich, der seit 1832 existierte, übersandte Hahnemann im Mai 1834 ein Ehrendiplom, für das der Empfänger in folgendem Briefe seinen Dank aussprach:

„Cöthen, den 6. Februar 1835.

Geehrte Herren!

Ihren Brief vom 12. Mai 1834 habe ich erhalten und bin über Ihre guten Gesinnungen, die Sie mir übermitteln ließen, und die Ihr verehrter Sekretär in so schöner Weise zum Ausdruck brachte, sehr gerührt. Mit Vergnügen acceptiere ich das mir übersandte Diplom zum Ehrenmitglied, und bitte Sie meinen aufrichtigen Dank für die mir erwiesene Aufmerksamkeit entgegen zu nehmen. Unsere wohltätige Kunst macht, wie Sie mir schreiben, Fortschritte in Frankreich, und die Pariser homöopathische Gesellschaft, die mich zum Ehrenpräsidenten ernannte, meldet dasselbe. Ich liebe Frankreich und sein edles, erhabenes, großmütiges Volk, das so entschieden ist, Mißbräuchen zu wehren und das Bessere anzunehmen; diese Vorliebe hat sich noch vermehrt in meinem Herzen durch meine Heirat mit einer, ihres Vaterlandes würdigen Französin.

Möge Gott der Herr, dessen Werkzeug ich nur bin, Ihre Anstrengungen, sowie diejenigen aller Ärzte mit mir, die an der ärztlichen, der Menschheit so nötigen Reform arbeiten, segnen. Verblendet, wie sie sind, wollen wir den Menschen doch noch gutes tun; später werden sie es uns danken, denn unser Prinzip ist wie das Licht, eine der großen Wahrheiten der Natur.

Ich empfehle mich Ihrer steten Erinnerung und Freundschaft.

Glück und Heil wünscht Ihnen

Samuel Hahnemann."

Für das neueröffnete, homöopathische Krankenhaus in Leipzig legte er begreiflicherweise ein hohes Interesse an den Tag. Im Juni 1834 besuchte er Leipzig und beteiligte sich zugleich an einer Feier, die in den Räumen des homöopathischen Krankenhauses abgehalten wurde. Dr. Schweikert's Zeitung der homöopathischen Heilkunst vom 28. Juni 1834 berichtet folgendes darüber:

„Der 17. dieses Monats war für die hiesige, von dem Vereine der homöopathischen Ärzte gestiftete, und durch Privatkräfte und milde Beiträge ins Leben getretene homöopathische Heil- und Lehranstalt ein ebenso wichtiger als erfreulicher Tag, da derselbe in den Vormittagstunden von dem ehrwürdigen Präsidenten des Vereines, Herrn Hofrat Dr. Hahnemann revidiert wurde. Er war deshalb Tags zuvor in Gesellschaft seiner drei Töchter, des Herrn Dr. Lehmann, Herrn Justizamtmann Isensee, Herrn Oberamtmann Rhost und dessen Gattin, und Herrn Jahr von Cöthen hier eingetroffen.

„Die hiesigen homöopathischen Ärzte, welche er am Abend desselben Tages zu einer Besprechung über einige neue, das fernere Gedeihen der Heilanstalt fördernde Einrichtungen eingeladen hatte, ließen die Ankunft des Meisters mit einer Abendmusik vor den Fenstern des Hotels de Pologne, wo er abgestiegen war, feiern, nach deren Schlusse das zahlreich versammelte Volk auf der Straße in ein Vivat ausbrach. Er, welcher seit 15 Jahren Leipzig nicht besucht hatte, fühlte sich dadurch sehr überrascht und mehrere der ihn umgebenden Freunde äußerten: »Vox populi, vox Dei! —« (Die Stimme des Volks bedeutet die Stimme Gottes).

„Die Heilanstalt war zu diesem Empfange Hahnemanns festlich geschmückt, und er wurde von ihrem Direktor, Herrn Dr. Schweikert im Konferenzzimmer, wo sich eine ansehnliche Gesellschaft von Herren und Damen, sowie fast alle homöopathischen Ärzte eingefunden hatten, mit einer lateinischen Anrede feierlichst begrüßt.

„In deutscher Sprache beantwortete sie der 79jährige Greis und legte seine dankbaren Gesinnungen gegen den Direktor, sowie seine vollkommene Zufriedenheit mit der Anstalt und mit dem, unter dessen Leitung sie jetzt steht, an den Tag. Er beschenkte den Fonds desselben, sowie das Krankenwärterpersonal und besuchte hierauf die Krankenzimmer, wo er ebenfalls mit der Behandlung und Haltung ihrer Bewohner sehr zufrieden sich zeigte. Zu Mittag aß er in Gesellschaft vieler seiner Verehrer in seiner Wohnung und brachte mit ihnen, nachdem er den schönen Abend in dem Schweizerhüttchen des Rosentals genossen, auch noch in seiner Wohnung einige Stunden mit lehrreichen und angenehmen Gesprächen zu. Seine Zeit erlaubte ihm nicht, länger in Leipzig zu verweilen, und er verließ es schon am folgenden Tage, den 18., in der Frühe, von vielen lebhaften Wünschen für sein langes glückliches Leben begleitet."

Die Wiederverheiratung Hahnemanns.

Nach dem Tode der Frau Hofrat waren die Töchter Hahnemanns mit der Führung des Haushaltes betraut worden. Daß sie ihren Pflichten vollauf nachgekommen sind und eifrig bestrebt waren, den Wünschen und Gewohnheiten des von ihnen zärtlich geliebten Vaters nachzukommen, unterliegt keinem Zweifel. Umso unangenehmer überraschte es sie, als der Vater ihnen Ende 1834 mitteilte, daß er sich entschlossen habe, wieder zu heiraten.

Die Wiederverheiratung Hahnemanns klingt fast wie das Stück eines Romans. Als Greis von 80 Jahren verehelichte er sich zum zweitenmale mit einer 35 jährigen Französin, Mademoiselle Melanie d'Hervilly-Gohier. Der eigentliche Anlaß, der diese Dame nach Cöthen geführt hat, ist nie so recht bekannt geworden. Einige behaupten, sie habe Hahnemann als lungenleidende Patientin aufgesucht, andere wieder sagen, sie sei nicht für sich selbst, sondern für ihre an Gicht leidende Mutter zu Hahnemann gekommen, um seinen Rat zu hören. — Die Reise von Paris nach Cöthen war in jenen Tagen, zumal für eine alleinstehende Dame, kein kleines Unternehmen. Ende 1834 kam sie in Herrenkleidern in Cöthen an und stieg im Zentralhotel daselbst ab. Da es bereits schon spät abends war, so gestattete man „dem feingekleideten Herrn“, daß „er“ sich in sein Zimmer zurückzog, ohne daß man viele Fragen an „ihn“ richtete. Aber wie groß war die Überraschung der ahnungslosen Bewohner des Hotels, als dieser junge Fremde sich am nächsten Morgen in eine hübsche Dame verwandelt hatte! — Vom Hotelfriseur erzählt man sich, daß er, von der Ankunft eines Fremden in Kenntnis gesetzt, sich nach damaligem Brauche am nächsten Morgen auf das betreffende Zimmer begeben habe, um zu fragen, ob der Neuangekommene rasiert zu werden wünsche. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er statt eines jungen Herrn durch die halboffene Türe eine elegante Dame erblickte, die eben im Begriffe stand, ihr Mieder zu schnüren! —

Gleich am Morgen nach ihrer Ankunft zog sie Erkundigungen über Hahnemann, seine Gewohnheiten, seine Lebensweise, seine Sprechstunde usw. ein und machte dann bald darauf ihren ersten Besuch bei ihm. Von da ab wiederholte sie ihre Besuche bei Hahnemann. Letzterer empfing seine neue Patientin mit der ihm eigenen Höflichkeit und muß an ihr etwas wahrhaft Ideales und Bewundernswürdiges gefunden haben, denn schon nach kurzer Bekanntschaft machte er ihr einen Heiratsantrag, der sofort angenommen wurde.

Fräulein d'Hervilly-Gohier war ohne Zweifel eine vielseitig gebildete Dame. Sowohl als Dichterin wie als Malerin hatte sie eine natürliche Anlage und war Jahre hindurch in regem Verkehr mit hervorragenden Pariser Poeten und Malern gestanden.

Der zweiten Frau Hahnemanns scheint es indessen in dem kleinen Cöthen nicht gefallen zu haben, denn bald nach der Verheiratung bestürmte sie ihren Gatten, das Land, das ihn geboren, zu verlassen, um mit ihr nach Frankreich auszuwandern. Hahnemann gab ihrem Drängen nach und schon an Pfingsten 1835 traten sie die Reise nach Paris an. Viele der Einwohner Cöthens begleiteten das Ehepaar eine Strecke Wegs, und Hahnemanns Töchter fuhren per Extrapost bis nach Halle mit, woselbst sie sich

nach einem gemeinschaftlichen Mittagessen von ihrem Vater verabschiedeten. Ende Juni erreichte Hahnemann mit seiner Frau Paris. Zuerst nahmen sie in einem kleinen Hause in der Nähe des Luxemburger Gartens Wohnung, zogen aber bald darauf in eine elegante Villa, Nro. 1 der Rue de Milan in Paris.

Kurz vor seinem Wegzuge von Cöthen hatte er noch auf Wunsch seiner zweiten Frau ein neues Testament gemacht, in dem er den größten Teil seines Vermögens den Kindern erster Ehe vermachte. In diesem



Madame Melanie Hahnemann, geb. d'Hervilly-Gohier.

Schriftstück heißt es unter anderem wörtlich: „Ich stehe eben in meinem 81. Lebensjahr, ich wünsche endlich zu ruhen und meine ärztliche Praxis auf immer abzugeben, die mir nun beschwerlich wird.“ Demnach hatte er die Absicht gehegt, an der Seite seiner Frau den Rest seines Lebens in glücklicher Ruhe zu verbringen. Doch bald nach seiner Ankunft in Paris erwirkte Madame Hahnemann bei dem damaligen Minister Guizot für ihren Mann das Recht, daß derselbe unbeanstandet in Paris die Heilkunde ausüben durfte, und kurze Zeit darauf finden wir unseren Meister beschäftigter als je. Während er es in Cöthen prinzipiell verweigerte, Hausbesuche zu machen, außer bei seinem Beschützer, dem Herzog von Anhalt-Cöthen, so begegnen wir ihm in Paris als einem vielbeschäftigten Arzte, der sich einen großen Teil des Tages mit Krankenbesuchen in der großen Metropole Frankreichs abmühte.

Viele seiner früheren Lebensgewohnheiten mußte er in Paris zum Opfer bringen und mancher Bequemlichkeit und manch bescheidenem Genusse entsagen. Statt bald zu Bett zu gehen und früh wieder aufzustehen, wie er es in Cöthen gewohnt war, mußte er, um die Wünsche seiner Frau zu befriedigen, zweimal in der Woche mit ihr in die italienische Oper gehen. Hahnemann war bekanntlich ein leidenschaftlicher Raucher, allein Frau Melanie sagte: »Il faut changer tout cela« und reduzierte seinen Tabakgenuß auf täglich eine Pfeife, die er in einem kleinen, eigens dazu eingerichteten Zimmer des Hauses zu rauchen hatte, damit die besseren Patienten, denen vielleicht der Tabakgeruch hätte widerlich sein können, nicht davon belästigt wurden. Mit den homöopathischen Ärzten in Paris unterhielt er weit keinen so regen Verkehr, wie das in Deutschland üblich gewesen war. Wie sehr unser Hahnemann in den letzten acht Jahren seines Lebens beschäftigt war, läßt sich kaum besser beschreiben, als wenn wir erwähnen, daß ihm die Ausübung seines Berufes in der kurzen Zeit von acht Jahren mehr als eine Million Franken eingetragen hat. Madame Hahnemann war seine ständige Begleiterin, und zwar nicht allein bei den Konsultationen in der Sprechstunde, sondern auch bei den Hausbesuchen in der Stadt. Die ärmeren Kranken, die bei Hahnemann Hilfe suchten, wurden stets von Frau Hahnemann empfangen und gewöhnlich auch von ihr allein behandelt.

In Frankreichs Hauptstadt.

Die homöopathischen Ärzte in Paris waren überglücklich, den Begründer der Homöopathie in ihrer Mitte begrüßen und ganz bei sich aufnehmen zu dürfen. Kein Geburtstag, kein Promotionstag ging ohne Veranstaltung von Festlichkeiten und anderen Beweisen hoher Verehrung und zärtlicher Anhänglichkeit von seiten seiner Kollegen und Gesinnungsgenossen vorüber. Der „Allgemeine Anzeiger“ der Deutschen vom 6. Oktober 1837 enthält folgende Mitteilung über die Niederlassung Hahnemanns in Paris:

„Hahnemann wohnt in der Rue de Milan Nr. 1 in einem schönen Lokale und in behaglicher Umgebung, wie er sie immer liebte. Seine äußere Erscheinung ist fast dieselbe geblieben wie früher; weder Paris noch das Alter lassen ihren Einfluß merken und nach allem ist zu vermuten, daß seine geistige und körperliche Tätigkeit sich ungemein lange in seltener Kraft und Lebendigkeit erhalten wird. Ob sein Publikum so groß ist, wie einige behaupten, die es bedauern, daß sein hohes Alter den unausführbaren Anstrengungen erliegen müsse, oder ob man einer ruhigeren Partei glauben darf, die behauptet, er habe ein auserlesenes Publikum und besonders in den höheren Ständen, mag schwer zu entscheiden sein; doch ist so viel gewiß, daß sein Vorzimmer stets besetzt ist und der eben Ankommende oft Stunden lang zu warten hat, bis die Reihe an ihn kommt. Hahnemann hat das, von ihm so dringend empfohlene, gründliche Krankenexamen unverkürzt beibehalten, wodurch jeder Einzelne immer größere Zeit wegnimmt, als dies in der Studierstube anderer Ärzte der Fall ist. Zu bemerken ist, daß Hahnemann jetzt auch seine Kranken in der Stadt besucht, wozu er früher nicht leicht zu bewegen war. Die Rücksicht auf seine Gesundheit, die

bei anhaltendem Stillsitzen leicht gefährdet werden könnte, soll ihn dazu bestimmt haben."

Über die Feier von Hahnemanns sechzigstem Doktorjubiläum berichtet die Allgemeine homöopathische Zeitung vom 1. September 1839 unter anderem:

„Fast von allen Nationen Europas wurde der noch blühende, obschon 85 jährige Greis beglückwünscht, zum Teil schriftlich, zumeist durch Repräsentanten. Man hörte fast in allen europäischen Zungen Gedichte deklamieren. — — Hahnemann sieht noch aus wie ein grüner Sechziger, und was mehr ist, sein Geist lebt noch in voller Jugendkraft. Noch heilt, denkt und schreibt er, wie vor einem halben Jahrhundert; ja vielleicht noch mehr und noch besser."

Über die Feier, die anläßlich seines 85. Geburtstages stattfand, schreibt dieselbe Zeitung vom 12. April 1840 wie folgt:

„Vorgestern feierte Hahnemann seinen 85. Geburtstag. Abends waren in seinen Salons die Elite der hier lebenden Deutschen und viele tüchtige Franzosen versammelt, um den ergrauten Heerführer der alle Tage sich vermehrenden homöopathischen Phalanx zu beglückwünschen. Und es war erfreulich und erhebend, zu sehen, mit welcher Herzlichkeit diese Glückwünsche gegeben und angenommen wurden. Oft hörte man das Herz der Geretteten ihrem Retter gegenüber sich mit der innigsten Dankbarkeit Luft machen. Der alte Reformator der Medizin mit seiner großen Stirn und seinem freundlich lächelnden Munde war übrigens der lebendigste Beweis für sein System; denn wahrlich, es mag der 85 jährigen Greise wenige geben, die rüstig und tätig wie er leben, und die in seinem Alter noch in seiner Art bis spät nach Mitternacht die Honneurs in manchen überfüllten Sälen machen. Die Kunst und die Wissenschaft hatten sich vereinigt, um diesen Festtag würdig zu feiern. Daß gerade Deutsche bei diesem Feste die Hauptrolle spielten, erklärt sich von selbst. Gleich unten in einem Vorzimmer war eine neue Statue Hahnemanns von Herrn Woltreck aus Dessau (wie ich glaube) ausgestellt, in Auffassung und Ausführung ein tüchtiges Werk. Auf einem Felsen sitzend, bekleidet mit einem einfach und schön drapierten Mantel, offener Brust, sind diese Einzelheiten und Nebensachen so aufgefaßt, daß sie befriedigen und beruhigen, ohne den Blick zu fesseln und so von der Hauptsache, dem schönen, ausdrucksvollen, Milde und Geisteskraft vereinigenden Kopf abzulenken. Das ganze Werk macht seinem Künstler Ehre und wird das lebendige Bild seines Originals auf die Nachwelt bringen. — — Nach dem musikalischen Teile des Festes wurden Gedichte vorgetragen und Reden gehalten. Ich könnte abermals viel Aufsehens von diesen Reden und Gedichten machen, aber sie waren eben Fest- und Gelegenheitsgedichte und -Reden, obschon sie als solche nicht ohne Wert waren und jedenfalls ihren Eindruck nicht verfehlten. Genug, das Fest war vollkommen und des tüchtigen Mannes, dem es galt, ganz und gar würdig. Wenn Madame Hahnemann als Französin Schuld daran ist, daß der Entdecker des neuen Heilprinzips heute in Paris lebt, so hat sie schon hierdurch die letzten Tage des tapferen Kämpfers für eine gewiß in vieler Beziehung heilige Sache unendlich verschönert, seinen Ruhm, oder besser die Ernte seines Ruhmes verdoppelt und verzehnfacht. Schon die in jeder Beziehung glänzende und

ausgesuchte Gesellschaft, die gestern sich um Hahnemann drängte, und die er sicher kaum irgend in Deutschland in dieser Art gefunden haben würde, ist ein Beweis für diese Ansicht. Dann aber nimmt die Zahl seiner Schüler und auch die seiner sehr ergiebigen Konsultationen in Paris mit jedem Tag zu. Selten hat ein Greis so wie er seine letzten Jahre verschönert gesehen und wohl auch nicht viele es so wie er um die Menschheit verdient, von ihr geachtet und geehrt zu werden."

Und endlich finden wir unterm 5. Juli 1841 in der Allgemeinen homöopathischen Zeitung folgenden Bericht über den 86. Geburtstag Hahnemanns:

„Wiederum eine Anerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste wurde dem Herrn Hofrat Dr. Samuel Hahnemann in Paris neuerdings an seinem 86. Geburtstage dadurch zuteil, daß ihm die Herren Stadtverordneten seiner Vaterstadt Meißen aus eigenem Antriebe das Ehrenbürgerrecht erteilten, das darüber erforderliche Diplom durch den dortigen Bürgermeister, Herrn H. Tschucke, ausstellen und dem Jubilar am 10. April durch den sächsischen Gesandten in Paris, Herrn von Könneritz Exc., überreichen ließen. Wie sehr diese Aufmerksamkeit den Greis erfreut und geehrt hat, spricht sich in einem offiziell an den Stadtrat in Meißen gelangten Schreiben von ihm klar und deutlich aus."

Man hat schon vielfach die Frage aufgeworfen, ob wohl die Homöopathie durch Hahnemanns Wegzug von Deutschland gewonnen oder verloren habe, und ob er sich selbst unter diesen so ganz veränderten Lebensgewohnheiten auch wohl und behaglich gefühlt haben mochte.

Daß die Homöopathie wenigstens in Frankreich durch die Anwesenheit Hahnemanns tiefere Wurzeln gefaßt, und eine größere Ausbreitung gefunden hat, ist aus den bereits angeführten Zeitungsberichten leicht zu ersehen. Daß aber auch Hahnemann selbst sich in diese neue Lebenslage mit all ihren veränderten Gewohnheiten nicht nur hineingefunden, sondern auch recht wohl dabei gefühlt hat, dafür zeugen eine Reihe von Briefen, die er von Paris aus an seine Freunde und Angehörigen sandte. So schreibt er beispielsweise unterm 13. August 1840 an Dr. Schréter:

„Geschätzter Freund und Kollege!

Ich wüßte nicht, wann in meinem langen Leben ich mich gesünder und glücklicher befunden hätte als in Paris, in dem liebevollen Umgang mit meiner teuren Mélanie, die für nichts in der Welt mehr Sorge trägt, als für mich; auch finde ich nach und nach, daß meine ärztlichen Bemühungen anfangen in der großen Weltstadt mehr als bloßes Aufsehen, hohe Achtung vor unserer göttlichen Heilkunst, zu erregen. — Sämtliche nicht bettlägerige Kranken, wes Standes sie auch sein mögen, besuchen (Sonntags ausgenommen) mich alle Tage in meinem Kabinet. Nur zu den bettlägerigen fahre ich von 8—10 Uhr abends. Wöchentlich ein paarmal besuche ich mit meiner Frau eines von den Theatern oder ein Konzert."

Hahnemanns Tod.

Seit mehr als 10 Jahren war Hahnemann jedes Frühjahr mit einem Bronchialkatarrh behaftet, der schon 1830 von solch bedrohlichen Erscheinungen begleitet war, daß er mehrmals befürchtete ersticken zu müssen. Ein solcher Katarrh befiel ihn auch Mitte April 1843 wieder und zwar mit einer Heftigkeit, die jeder Behandlung trotzte. Hahnemann starb am 2. Juli 1843, im hohen Alter von 88 Jahren.

Dr. Jahr, der viel im Hahnemann'schen Hause in Paris verkehrte, berichtet in der Allgemeinen homöopathischen Zeitung in folgenden Worten über die letzte Krankheit und den Tod Hahnemanns:

„Hahnemann ist tot! — Am 10. April, als an seinem Geburtstage, war ich das letzte Mal bei Hahnemann, den ich überhaupt überhäufter Geschäfte wegen nur selten besuchte. Gegen den 15. April erkrankte er an seinem gewöhnlichen Frühlingsleiden, einem Bronchialkatarrh, der ihn so angriff, daß seine Frau Niemanden vorließ, so daß man ihn schon mehrmals für tot aussagte, was jedoch immer glücklich widerlegt ward. Schon immer hatte ich mir vorgenommen, selbst doch wieder einmal hinzugehen, als ich gerade mit Ihrem Schreiben zugleich ein Billet von Frau Hahnemann erhielt, in welchem sie mich ersuchte, doch denselben Tag noch zu ihr zu kommen. Ich ging gleich, Ihren Brief an ihn in der Tasche, und wurde auch sogleich in Hahnemanns Schlafzimmer eingelassen. Hier aber — denken Sie sich den Anblick! — anstatt Hahnemann, den alten, lieben, freundlichen Greis mir entgegenlächeln zu sehen, finde ich seine Frau ausgestreckt auf dem Bette, in Tränen zerfließend und ihn daneben — kalt, starr und seit 5 Stunden schon hinübergegangen in das Leben, wo kein Streit, keine Krankheit, kein Tod mehr ist!! — Ja, liebe Freunde, unser ehrwürdiger alter Vater Hahnemann hat seinen Lauf vollendet! eine Lungenlähmung hat, nach sechswöchentlichem Krankenlager, auf dem er immer schwächer wurde, seinen Geist von seiner müden Hülle befreit. Seine geistigen Kräfte hatten ihn bis zum letzten Augenblick nicht verlassen, und obschon seine Stimme immer unverständlicher wurde, so zeugten doch seine gebrochenen Worte von der fortwährenden Klarheit seines Geistes und der Ruhe, mit der er sein Ende herannahen sah. Gleich im Anfange seiner Krankheit hat er seiner Umgebung gesagt, daß dies seine letzte sein werde, indem seine Hülle verbraucht sei. Anfangs hat er sich selbst behandelt, und sogar bis nahe vor seinem Tode noch sein Gutachten über die Mittel gegeben, die seine Frau und ein gewisser Dr. Chatran ihm anrieten. Wirklich gelitten hat er eigentlich nur zuletzt, als die Engbrüstigkeit immer mehr zunahm. Als in einem solchen Anfalle seine Frau zu ihm sagte: „Die Vorsehung wäre dir eigentlich einen Erlaß aller Leiden schuldig, weil Du so viele andere gelindert und in Deinem mühevollen Leben so manche Beschwerde erduldet," antwortete er: „Mir? warum denn mir? Jeder auf dieser Welt wirkt nach den Gaben und Kräften, die er von der Vorsehung empfangen, und findet ein Mehr oder Weniger nur vor dem Richterstuhl der Menschen, nicht aber vor dem der Vorsehung statt; die Vorsehung ist mir nichts, ich aber bin ihr viel, ja alles schuldig." Diese Worte sind denkwürdig und ich überlasse Jedem daraus alles zu ziehen, was darin für Hahnemanns Charakter, als sonst noch liegt.

Wie es mit der Begräbnisfeier gehalten werden soll, weiß noch Niemand. Frau Hahnemann schickt weder Todesanzeigen noch sonst etwas herum. Vor der Hand hat sie die Überreste durch Ganal einbalsamieren lassen und von der Polizei eine Erlaubnis erbeten, dieselben wenigstens 14—20 Tage, wenn sie will, über der Erde zu behalten.

Die Trauer über den großen Verlust wird hier von allen seinen Schülern, ohne Unterschied ihrer Privatmeinungen und sonstigen kleinen Zwistigkeiten, gleich tief und stark empfunden. Alle weinen ihm aufrichtige Tränen des Dankes und der Liebe nach. Was aber die verloren haben, die das Glück hatten, den großen Mann auch als Freund zu besitzen, das können nur die beurteilen, die ihn in seinem häuslichen Glücke und besonders in den letzten Jahren gesehen. An sich selbst, und wenn er nicht durch andere aufgehetzt wurde, war er nicht nur ein guter, sondern auch ein kindlich, herzlich wohlwollender Mann, dessen Herz sich nie wohler befand als unter Freunden, denen er sich ohne Rückhalt öffnen konnte, und in dessen Seele kein Falsch war! Nun, er hat seine nicht leichte, oft dornengekrönte Laufbahn ritterlich durchgekämpft und ruhmvoll überwunden. Sit ei terra levis!«

Beerdigung und Grabdenkmal.

Frau Melanie Hahnemann holte — wie uns Dr. Jahr erzählt — bei der Pariser Polizeibehörde die Erlaubnis ein, den Leichnam ihres Gatten noch einige Zeit über die gewöhnliche Frist hinaus im Hause behalten zu dürfen. Die nachgesuchte Erlaubnis wurde ihr erteilt, da die Leiche durch den berühmten Leichenkonservator Ganal einbalsamiert worden war.

Unverständlich, geradezu rätselhaft erscheint uns aber von hier ab das Gebahren von Hahnemanns Gattin. Schon während der Krankheit ihres Mannes verweigerte sie bis kurz vor seinem Tode der zufällig in Paris weilenden Tochter und deren Sohn den Zutritt ins Krankenzimmer. Die Liebe und der feurige Enthusiasmus, den sie für den Begründer der Homöopathie stets an den Tag gelegt hatte, scheint nun mit dem Tode desselben plötzlich erloschen zu sein. Seine Freunde und Kollegen in Paris wurden in kürzester Form von dem Eintritt des Todes benachrichtigt. Überall hatte man Vorbereitungen getroffen, um das Begräbnis zu einem der Bedeutung des Mannes würdigen zu gestalten; allein Frau Hahnemann machte aus dem Beerdigungstage ein tiefes Geheimnis. Früh morgens an einem regnerischen Julimorgen fuhr ein Leichenwagen in den Hof der Hahnemann'schen Behausung, der Sarg wurde hineingeschoben, und der Trauerwagen fuhr in aller Stille davon, nach dem Friedhofe Montmartre. Die einzige Fußbegleitung bestand aus der Witwe und der zufällig anwesenden Tochter Hahnemanns, der Frau Lieb, deren Sohn, dem jetzt noch lebenden Dr. Süß-Hahnemann in England und einem jungen Arzte Dr. Lethière. Das waren die einzigen Leidtragenden. Auf dem Friedhofe angelangt wurde der Sarg in eine alte Gruft gestellt und damit hatte die ganze Beerdigung ihr Ende gefunden. Keine Andacht, keine Grabrede wurde

zu Ehren des Verstorbenen gehalten; so, ohne jede Leichenfeier ging die Beisetzung vorüber! —

Das Grabgewölbe, in welches Hahnemanns Sarg gestellt wurde, war anfänglich jedenfalls nicht zur bleibenden Ruhestätte für ihn bestimmt gewesen. Wie es nun aber auch gekommen sein mag, die Familie kümmerte sich später immer weniger um das Grab, so daß es schließlich ganz ver-



Hahnemanns Grabdenkmal auf dem Friedhof Pèrelachaise in Paris.

wahrlost aussah. Die Überdachung der Schutzhütte und die Einfriedigung waren vom Roste verfressen und teilweise in Stücke zerbrochen. Ja, nicht einmal die jährliche Grabsteuer war an die Friedhofverwaltung entrichtet worden, und wenn Professor Dr. Platt nicht im Auftrage der Fakultät des Hahnemann Medical College in Philadelphia die auf dem Grabe ruhenden Schulden beglichen hätte, so wäre möglicherweise die Ausgrabung Hahnemanns erfolgt.

Diese unliebsame Entdeckung erinnerte die homöopathischen Ärzte Europas an ihre Pflichten gegen den Gründer ihrer Schule. Eine Samm-

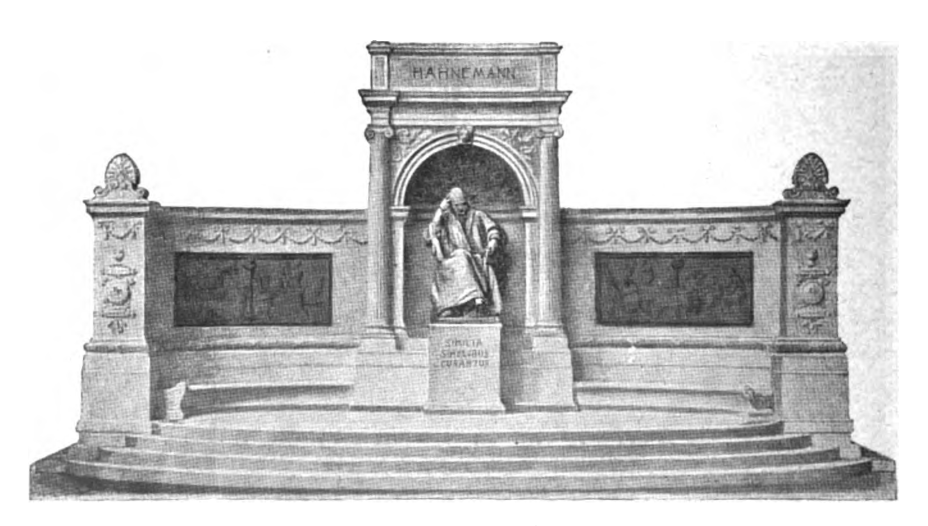
lung zur Errichtung eines würdigen Grabdenkmales wurde veranstaltet und am 24. Mai erfolgte die Überführung der irdischen Reste Hahnemanns im Beisein von 35 Personen auf den berühmten Friedhof Pèrelachaise. Die jetzige Ruhestätte Hahnemanns liegt an der Hauptallee des Friedhofes, ganz in der Nähe von den Gräbern der Komponisten Rossini, Auber, Donizetti, der Schriftsteller Racine und etwas weiter Molière, sowie der Gelehrten Gay-Lussac, Arago, der Marschälle Ney und Davoust, des Begründers der Phrenologie: Gall usw.

Während der Weltausstellung des Jahres 1900 in Paris fand am 21. Juli die feierliche Enthüllung des Grabdenkmals statt. Das Monument selbst ist äußerst einfach, ohne besonderen künstlerischen Wert, aber geschmackvoll und sehr dauerhaft aus feinstem schottischem Granit, mit unvergänglicher Politur gearbeitet.

So also ruhen die Gebeine Hahnemanns — weit vom geliebten Vaterland entfernt — in fremder Erde. Sein Geist und seine Werke aber werden fortleben und die Inschrift seines Grabsteines lebendig erhalten:

»Non inutilis vixi.«

(Ich habe nicht umsonst gelebt.)



Das Hahnemann-Denkmal in Washington.

(Enthüllt am 21. Juni 1900 im Beisein des † Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Mac Kinley.

Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

